



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 19, Nr. 12 December 15, 1966

Köln: Bund-Verlag, December 15, 1966

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts 12

Köln, 15. Dezember 1966 . 19. Jahrgang . Preis 50 Pfennig . G 1394 E

Foto: Henrich Weusthoff



Gibt es Gründe, die NPD zu wählen?

Von Günter Grass

Wir veröffentlichen hier den Wortlaut einer Rede, die der Dichter Günter Grass auf einer Podiumsdiskussion der Münchner Hochschulgruppe des Liberalen Studentenbundes gehalten hat.

Wenn diese Rede unseren Lesern vor Augen kommt, ist die Wahl in Bayern vorbei und vielleicht auch schon eine neue Regierung der Bundesrepublik im Amt. Aber die Redaktion ist der Ansicht, daß die von Günter Grass angeschnittenen Probleme auch für die Zukunft Bedeutung haben.

Die Redaktion würde es begrüßen, wenn die Leser unserer Zeitung zu dieser Rede Stellung nähmen.

„Warum kommt der Preuß' aus Berlin hierher und mischt sich in die bayerischen Landtagswahlen? Um dieses vorauszuschicken: Es geht mir nicht um Herrn Hundhammers Nöte, also um die Frage, ob München eines neuen und größeren Flugplatzes bedarf, es geht mir um ein vorauszuahnendes Wahlergebnis, das sich weit über die Grenzen dieses Landes auswirken könnte: Es geht um den raschen Aufstieg der NPD.

Dennoch gilt meine Rede nicht den Herren Thielen und von Thadden. Es kann nicht mein Ehrgeiz sein, den völkischen Parteibarden Pleyer oder den ehemaligen SA-Obersturmbannführer und nun Propagandachef der NPD, Otto Heß, bekehren zu wollen – wer in sich braun gefärbt ist, der vermag, das lehrt die Geschichte, allenfalls im stalinistischen Rot eine Alternative zu erblicken –, es geht mir um junge Wähler, die allzu bedenkenlos bereit sind, sich auf ein Abenteuer einzulassen, das für unser Land, aber auch für den einzelnen jungen NPD-Wähler, schlimme und spurenlassende Folgen haben wird.

Aus Kenntnis meiner eigenen Vergangenheit und der Anfälligkeit der Jugend in diesem Land für absolute und selbstzerstörerische Forderungen, bin ich nicht geneigt, pauschal in jedem Jungwähler, der seine ziellose Wut in die NPD hineinretten will, einen Neonazi zu wittern. Ich gebe aber zu bedenken, daß seine geplante Entscheidung von den Herren Thadden bis Thielen genauso mißbraucht werden wird, wie der Idealismus meiner Generation von den Herren Schirach und Axmann mißbraucht worden ist.

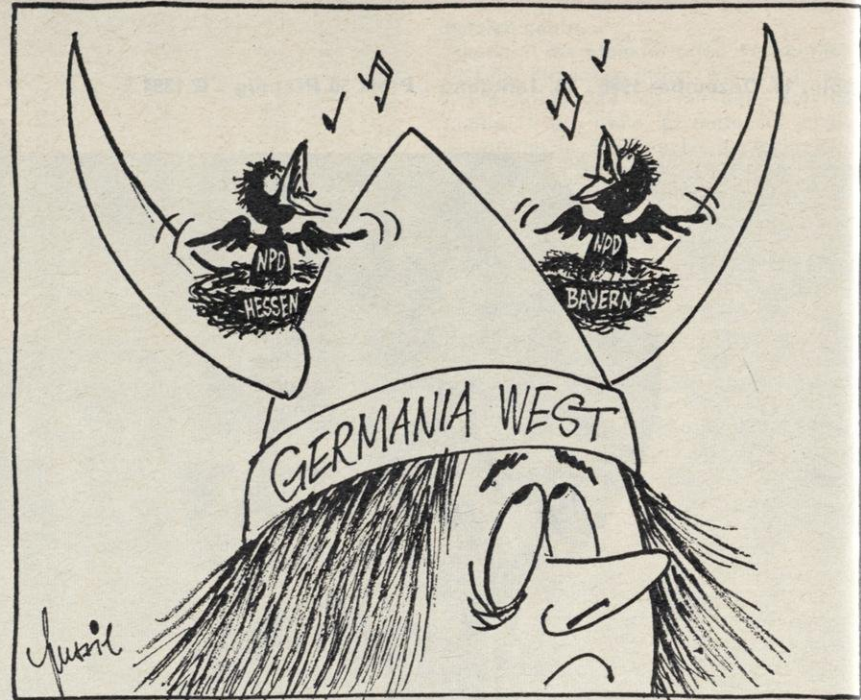
Bevor es am kommenden Sonntag zur Wahl kommt, sollte die Vernunft, diese Eckensteherin in unserem zur Zeit so hilflos regierten Land, zu Rate gezogen werden. Deshalb keine Verallgemeinerungen. Es ist ja nicht so, daß dem zukünftigen oder eventuellen NPD-Wähler die radikale Rechtstendenz im Gesicht geschrieben steht. Schon darum lehne ich es ab, den NPD-Wähler zu dämonisieren. Welche Überlegungen auch immer einen jungen Menschen heute bewegen mögen, dieser Partei von vorgestern seine Stimme zu geben, nichts berechtigt uns, ihn zu diffamieren; zumal es an Argumenten, die seinen Entschluß in Frage stellen könnten, nicht fehlt.

Als Siebzehnjähriger

Zu meiner Person: Ich wurde im Jahre 1927 in Danzig geboren. Mit zehn Jahren war ich Mitglied des Jungvolks, mit vierzehn Jahren wurde ich in die Hitlerjugend eingegliedert. Als Fünfzehnjähriger nannte ich mich Luftwaffenhelfer. Als Siebzehnjähriger war ich ein Panzerschütze. Und als

Achtzehnjähriger wurde ich aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft entlassen: Jetzt erst war ich erwachsen. Jetzt erst, nein, vielmehr nach und nach wurde mir deutlich, was man, überdeckt von Fanfarenruf und Ostlandgeschwafel, mit meiner Jugend angestellt hatte. Jetzt erst, und Jahre später in immer erschreckenderem Maße, begriff ich, welch unfassliche Verbrechen im Namen der Zukunft meiner Generation begangen worden waren. Als Neunzehnjähriger begann ich zu ahnen, welche eine Schuld unser Volk wissend und unwissend angehäuft hatte, welche Last und Verantwortung meine und die folgende Generation zu tragen haben würde. Ich begann zu arbeiten, zu lernen und mein Mißtrauen einer sich schon wieder harmlos gebenden kleinbürgerlichen Welt gegenüber zu schärfen. Heute, zwanzig Jahre später, weiß ich, daß viel getan worden ist, daß unser provisorischer Teilstaat, die Bundesrepublik, schlecht und recht, aber immerhin demokratisch-parlamentarische Sicherheit bietet. Aber ich weiß auch, wie anfällig dieser Staat immer noch ist. Ob seine Fundamente von ganz links oder, wie zur Zeit, von ganz rechts untergraben werden sollen; es gilt ihn zu schützen – und zwar nicht mit den unzulänglichen Mitteln eines Verfassungsschutzes, der Grund genug hätte, sich selbst zu überprüfen –, hier im offenen Gespräch, und wenn Sie wollen, auch im Streitgespräch, gilt es, dem Verbrechen von damals jede Chance einer Neuaufgabe zu nehmen. Sie werden sich fragen, woher ich das Recht beziehe, hier, in Bayern, ohne Auftrag und Mandat, einer Partei den Kampf mit demokratischen Mitteln anzusagen, die seit der Hessenwahl meint, ihre Stunde habe geschlagen, man „könne wieder wählen“? Hier meine Antwort: Ich will nicht von den unfasslichen Zahlen, von den Millionen Ermordeten, Verhungerten und sinnlos Gefallenen sprechen. Nur von jenen über dreißig Siebzehnjährigen spreche ich, die vor über zwanzig Jahren, gleich mir, am ersten Tag unseres sogenannten Kampfeinsatzes nichts als Angst hatten, bevor sie, ohne auch nur einen Gegner gesehen zu haben, zerrissen, vernichtet wurden.

Von diesem organisierten Wahnsinn gilt es zu sprechen, wenn heute wieder mit Lautstärke und Ausschließlichkeit von ‚soldatischer Bewährung‘, von ‚Opfer und Einsatz‘ getönt wird. Um es klar zu sagen: Der Krieg setzte sich nicht zusammen aus Ritterkreuzträger-Histörchen; vielmehr war er der eingeplante und fortwährende Verschleiß von jungen Menschen, die eigentlich hatten leben wollen und denen jede Möglichkeit des Protestes gegen die demagogische Heroisierung ihres Todes genommen wurde.



Eingenistet

„Frankfurter Rundschau“

Warum also wählt ein Dreiundzwanzigjähriger die NPD? Berauscht er sich an dem Wörtchen ‚radikal‘? Ist es schon wieder soweit, daß Linksradikale bereit sind, ihre Ressentiments auszutauschen? Ist ihnen, von ganz links und ganz rechts, der Bundestag in Bonn nichts anderes als eine aufzulösende ‚Quasselbude‘; wie sich ja in der Weimarer Republik ganz links und ganz rechts einig waren, den Reichstag als ‚Quasselbude‘ zu werten? Der unverhohlene Triumph in Ulbrichts Hausorgan »Neues Deutschland« angesichts der Wahlerfolge der NPD in Hessen sollte uns zu denken geben.

Schumacher – Pfeleiderer – Brandt

Ich unterschätze die NPD nicht. Ihre Vorgänger, wie die Reichspartei und die Deutsche Partei, traten ungeschickter auf. Noch im Dritten Reich ausgebrütet, vermochten sie ihre NS-Eierschale nicht zu verbergen. Der NPD ist es immerhin gelungen, den parteibraunen bis deutschnationalen Zuschnitt in halbwegs demokratische Fassung umzuschneidern. Demagogische Parolen wie ‚Man kann wieder wählen!‘ verraten propagandistisches Geschick. Goebbels macht späte Schule. Ich erinnere mich, daß seine Fangfrage ‚Wollt ihr den totalen Krieg?‘ auch in mir, dem damals Sechzehnjährigen, opferbereite Wehestimmung auslöste und die Zustimmung vorwegnahm. ‚Man kann wieder wählen‘, das soll heißen: vorher konnte man nicht. Wann konnte man denn? Es heißt ja:

‚Man kann – wieder – wählen‘. Warum also wählt ein Dreiundzwanzigjähriger die NPD?

Die ‚Lizenzparteien‘, um im neubraunen Jargon zu bleiben, vernachlässigen die deutsche Frage. Alle insgesamt? Welche Partei mehr, welche weniger? Kenntnisnahme aller Bemühungen von Kurt Schumacher über den Plan des FDP-Abgeordneten Pfeleiderer bis zu den ersten begrenzten Erfolgen einer neuen Deutschlandpolitik der Sozialdemokraten unter Willy Brandt, all das lehnt die NPD ab, denn was nicht sein darf, ist also auch nicht. An Stelle eines fundierten Alternativ-Programms bietet diese Partei den altbekannten Katalog nationalistischer Überheblichkeiten. Wann werden wir lernen, zwischen dem auf Vernunft gründenden und eigentlich selbstverständlichen Nationalgefühl und seinem schon wieder feilgebotenen Surrogat, der Hybris des Nationalismus, zu unterscheiden?

Lassen Sie mich ein Zitat anführen, das unser gesamtdeutsches Verhältnis oder Nicht-Verhältnis in einem mittlerweile historisch gewordenen Zusammenhang zeigt und viel mehr als alle nationalistische Hysterie geeignet ist, unser Nationalgefühl zu überprüfen. Am 15. Dezember 1954 kam es im Bundestag zur Großen Anfrage der SPD betreffs ‚Vorrang von Verhandlungen zur Wiedervereinigung Deutschlands‘. Der damalige SPD-Vorsitzende Erich Ollenhauer sagte im Verlauf seiner großen und politisch noch heute richtungweisenden Rede: ‚Es ist die Tragik der Außenpolitik der Bundesrepublik, daß sie sich bis heute nicht hat befreien

Trauer zweigeteilt?

können aus den Zwangsläufigkeiten, die sich aus dem Angebot der deutschen Aufrüstung durch den Herrn Bundeskanzler vom August 1950 ergeben haben, und daß praktisch die Integration der Bundesrepublik in den Westen immer den Vorrang vor der Wiedervereinigung gehabt hat.'

Wer die Ansteckung fürchtet . . .

Es kam, gegen das wohlwogene Nein der SPD, zur Wiederbewaffnung. Und der Vorrang der Wiederbewaffnung vor der Wiedervereinigung hat in der Tat zu einer bis heute ergebnislosen Deutschland-Politik geführt, für die, in der Hauptsache, die CDU/CSU verantwortlich zu machen ist. Die Alternative zu dieser verfehlten Politik ist jedoch in Bonn und also in der vermeintlichen 'Quasselbude' von einigen Freidemokraten und den Sozialdemokraten immer wieder erneuert worden; heute beginnt sie sich durchzusetzen.

Also frage ich mich und Sie: Ist die NPD gefährlich? Wenn es ihr gelingen sollte, uns Angst zu machen, uns einzuschüchtern, dann wird sie gefährlich sein. Soll also die NPD verboten werden?

Ich bin dagegen, ihr die Chance einer Untergrundbewegung einzuräumen. Jeder politische Gegner muß sich bei Tageslicht mehr anstrengen. Deshalb sollte die KPD wieder zugelassen werden. Nur wer die Ansteckung fürchtet, scheut die Parolen von ganz links und ganz rechts.

Schadet uns die NPD? Sie verstärkt und begründet das Mißtrauen unserer Verbündeten und unserer Gegner.

Sollten wir uns die Pauschalurteile in der ausländischen Presse zu eigen machen? Wir sollten nach differenzierten und also stärkeren Argumenten suchen.

Sind in der NPD alte Nazis? Von den achtzehn Mitgliedern des Vorstandes dieser Partei waren zwölf aktive Nationalsozialisten.

Ist das schlimm? Ja. Aber bedenklicher ist es, wenn ein Parteimitglied von 1933 bis zum Ende, also Herr Kiesinger, sich heute als Bundeskanzlerkandidat der CDU/CSU präsentiert.

Hat die NPD ein Programm? Sie ist für die Todesstrafe und gegen Gastarbeiter. Sie stellt Ansprüche auf Gebiete, in denen, wie es heißt, das deutsche Volk seit Jahrhunderten gewachsen ist. Sie ist einfach und schlicht gegen Entwicklungshilfe.

Ist das ein Programm? Ein Sammelurteil alter und neuer Vorurteile soll ein Programm ersetzen.

Warum also wählt ein Dreiundzwanzigjähriger die NPD? Liebe sich Abenteuerlust nicht besser durch einen Western befriedigen? Lohnt es sich für einen Dreiundzwanzigjährigen, die NPD zu wählen?

Er wird noch als Siebzigjähriger einen blinden Fleck in seiner Biographie vertuschen und wegwünschen wollen.

Können wir uns die NPD leisten? Einige Zauberlehrlinge haben sie hochgezüchtet. Das Wörtchen: 'In die Ecke, Besen, Besen, sei's gewesen...' verfangt nicht.

Soll man die NPD totscheiden? Wer neben vollaufgedrehten Lautsprechern zu leben vermag, möge schweigen; ich spreche gegen an.'

Die Teilung Deutschlands hat in den vielen Jahren wahrlich genug Probleme geschaffen, und jeder versucht, auf seine Art damit fertig zu werden. Die einen, indem sie diese Grenze abriegeln und bewachen, als handelte es sich um ein militärisches Versuchsgelände. Die anderen, indem sie lauthals protestieren. Gegen die Teilung im allgemeinen und gegen die Mauer im besonderen. Und die Bevölkerung, so hat es den Anschein, indem sie immer mehr dazu neigt, den gegebenen Zustand als Realität zu beurteilen. Wie gesagt, die Probleme sind vielfältig, wenn auch nicht mehr ganz neu. Mitunter aber sind dieser Lage doch noch ganz neue Seiten abzugewinnen, wie der vorliegende Fall beweist.

Folgendes hat sich zugetragen: Eine offizielle Abordnung aus der DDR begab sich in den Novembertagen in das ehemalige Konzentrationslager Dachau, um der Opfer der Naziherrschaft zu gedenken. Wie üblich, legten sie aus diesem Anlaß einen Kranz nieder, mit Schleife und Aufdruck. So weit, so gut. Sie hatten indes nicht mit der Wachsamkeit unseres allgegenwärtigen Verfassungsschutzes gerechnet. Die hatten nämlich entdeckt, daß auf besagter Kranzschleife unter anderem die Embleme Hammer und Zirkel prangten. Eine regelrechte

Spalterflagge also – das geht jedem überrechten Verfassungsschützer denn doch über die Hutschnur! Man bedenke, da kommen Leute von weit her, ehren die Toten an einer KZ-Gedenkstätte, und erdreisten sich, einen Kranz niederzulegen mit den Emblemen, die nun einmal bei ihnen offiziell sind. Da hilft nur eines: schnelles und energisches Eingreifen. Wo kämen wir denn sonst hin? Kurzentzschlossen traten die bundesdeutschen Verfassungsschützer auf den Plan, vermutlich mit überdimensionalen Scheren bewaffnet, um den Kranz von seiner schändlichen Schleife zu befreien.

Man könnte sich köstlich amüsieren über soviel Eifer und Engstirnigkeit, wenn das Ganze nicht so unbeschreiblich traurig wäre. Da haben doch Beamte bei uns die Stirn, an einer Gedenkstätte für Naziopfer die Kranzschleife zu überprüfen und nach Gutdünken eine regelrechte Zensur auszuüben. Ausgerechnet an jener Stelle also, an der für politische Standhaftigkeit und Zivilcourage alle erdenklichen Demütigungen hingenommen wurden, an der so mancher für seine politische Überzeugung in den Tod ging. Man muß sich ernsthaft fragen, wie so etwas überhaupt möglich ist. Fehlt denn diesen Leuten beim Verfassungsschutz jegliches Gespür dafür, wo ihre Aufgabe sinnlos, ja beschämend wird? Merken

sie denn wirklich nicht, daß sie durch derartigen Kleinmut die ganze demokratische Ordnung geradezu lächerlich machen? Und weiter: Fühlt man sich denn beim Verfassungsschutz tatsächlich dazu berufen, auch darüber zu wachen, daß unsere Toten nur ja nicht falsch geehrt werden? Und woher will denn ausgerechnet der Verfassungsschutz wissen, von wem die Opfer des Dritten Reiches würdig geehrt werden und von wem nicht? Alles Fragen, die nur beweisen, daß man bei dieser Institution bis heute noch wenig von Takt zu halten scheint – von politischem Gespür ganz zu schweigen.

Man könnte den Vorfall damit abtun, indem man sagt, jeder blamiert sich eben so gut, wie er kann. Daß wir in dieser Hinsicht einiges können, das haben wir bei internationalen Sportveranstaltungen mehr als einmal bewiesen. Das dumme daran ist nur, daß es für den ausländischen Beobachter ja nicht der Verfassungsschutz oder der Deutsche Leichtathletik-Verband oder sonst eine Institution ist, die sich derartige Blößen gibt, sondern die Bundesrepublik Deutschland schlechthin. Und das sollte den verantwortlichen Politikern gelegentlich doch zu denken geben.

Willi Baumann

Überflüssige Fälschungen

Man erinnert sich. Vor einiger Zeit veröffentlichte eine französische Zeitschrift eine Bildreportage aus München. Keller, Hakenkreuze und SS-Embleme. Dazu eine Handvoll junger Burschen mit dem zynischen Gesichtsausdruck derer, denen heute Deutschland und morgen die ganze Welt gehört.

Und was war's? Eine Fälschung. Der Keller ein harmloser Bierkeller, die Uniformstücke von den Reportern selbst bei einem Trödler für die Aufnahmen ausgeliehen, die Modelle getäuscht und unter einem Vorwand verführt, diesen Türken zu bauen.

Ein paar Monate später wartete Voce Romana, das Organ der italienischen republikanischen Partei, mit einem ähnlichen Knüller auf. Die Bomben in Südtirol, so behauptete das Blatt, sind Made in Germany-West, die Bombenwerfer sind Nazis, und ausgebildet werden sie in regelrechten Terroristenmanövern von einem früheren SS-Offizier im Allgäu in der Nähe von Kempten. Deutsche Journalisten gingen der Sache nach, und was kam heraus? Auch diese Nazi-Gruselstory war eine Ente. Die Terroristenmanöver entpuppten sich als Sprengungen für den Straßenbau, der SS-Ausbilder blieb unauffindbar.

Fall Nr. 3: Die „Zeit“ bespricht das im Sigbert Mohn Verlag erschienene Buch „Das haben wir nicht gewollt“ und veröffent-

licht das Umschlagbild. Alte Kämpfer mit einer Hakenkreuzfahne.

Die Antwort kommt postwendend von einem Herrn Rumpäus aus Essen in Form eines Leserbriefes, den die „Zeit“ in ihrer nächsten Nummer abdruckt. Herr Rumpäus schreibt:

„Das von Ihnen veröffentlichte Umschlagbild . . . ist eine gemeine Fälschung. Der junge Mann mit der Fahne bin nämlich ich . . . Aus unserer Gesangsvereinsfahne hat man eine Hakenkreuzfahne gemacht . . . Den Beweis für die Fälschung können Sie in dem Fotobuch „Deutschenspiegel, Menschen des 20. Jahrhunderts“ . . . ebenfalls im Mohn Verlag erschienen, finden. Die „Zeit“ findet das Originalfoto und veröffentlicht es am 11. November neben dem Falsifikat.

Haben Journalisten, Bildredakteure und Buchverleger, die der Welt das Gruseln vor alten und neuen Nazis in Deutschland lehren möchten, das wirklich nötig?

In Hessen und in Bayern zieht die NPD in die Landtage ein. Man braucht kein Prophet zu sein, um dieser Partei weitere Wahlerfolge vorauszusagen. Spätestens 1969 wird sie im Deutschen Bundestag sitzen. Mit einer Fraktion, die möglicherweise stärker sein wird als die der FDP. Mag sein, daß Koalitionsverhandlungen mit der NPD 1969 noch für keine Partei in Frage kommen. 1969. Aber das muß nicht so bleiben. Schon bei den bayerischen Landtagswahlen hat das Würzburger

Bistumsblatt seine Leser aufgefordert, die NPD zu wählen. Eine Aufforderung mit ihr zu koalieren, wäre nur der folgerichtige nächste Schritt.

Muß man die deutsche Wirklichkeit fälschen, um der Welt das Gruseln beizubringen? Reicht es da nicht, wenn man sie einfach so schildert, wie sie ist! Es reicht.

Freilich, SS-Embleme und Hakenkreuze tragen die Mitglieder der NPD nicht. Sollten ausländische Journalisten das bedauern, so bin ich hier ausnahmsweise ihrer Meinung. Ich bedaure es ebenfalls.

Gerd Angermann

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 82821. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: dumont presse, Köln



Sie blieben nicht allgemein

Am Anfang gab es Blumen. Nelken, weiß und rot, als Geburtstagspräsent für einen Kollegen aus Rheinland-Pfalz. Das freilich war auch das einzige, was auf der 6. Jugendarbeitstagung der Gewerkschaft Leder in Bayreuth durch die Blume gesagt wurde. Zwei Tage, am 29. und 30. Oktober, nahmen die Redner im Kolping-Haus kein Blatt vor den Mund. Egal, ob es um organisatorische oder politische Probleme ging, sie juckten sich unmißverständlich an den Stellen, wo es sie auch kratzte.

Über mangelndes Interesse der „Alten“, der „Gestandenen“, konnten sich die 60 Delegierten aus dem ganzen Bundesgebiet gewiß nicht beklagen. Der Vorstand ihrer Gewerkschaft war komplett angetreten, an der Spitze der 1. Vorsitzende Adolf Mirkes. Und auch Günter Stephan, DGB-Bundesvorstandsmitglied für Organisation und Jugend, hatte die Tagereise von Düsseldorf nach Bayreuth nicht gescheut, um bei der Lederjugend persönlich vorstellig zu werden. Daß sich die Reise gelohnt hat, darüber gab es schon nach den ersten Sätzen seiner Begrüßungsansprache keinen Zweifel.

Das Bonner Krisenkarussell rotierte just auf höchsten Touren, und Stephan blieb nicht allgemein. Ist es nicht wahrlich, so fragte er, ein Trauerspiel, was uns in den letzten Wochen und Monaten von Bonn aus geboten wird? Nicht Gegner, „Uhus“, „Pinscher“ oder Kommunisten gefährdeten die Demokratie in der Bundesrepublik, sondern ein Teil der Super-Demokraten selbst ließen an dieser so guten Staatsform Zweifel aufkommen. Aus dieser Situation folgerte er: „Wenn je der Beschluß der Gewerkschaften auf Ablehnung der Notstandsgesetze seine Berechtigung gehabt hat, dann vor allem in dieser Zeit, in der man wirklich bei dieser Krise, in der sich unsere Demokratie doch wahrlich befindet, nicht wissen kann, wer was mit welchen Gesetzen auch immer anfangen würde.“

Solange es in Deutschland noch nicht zur Selbstverständlichkeit geworden sei, daß Minister, die Fehler begehen oder ganz einfach keine „fortune“ haben, wie z. B. Herr von Hassel, von sich aus die

Konsequenzen zögen und gingen, wie das in anderen demokratischen Staaten gang und gäbe sei, so lange könne man wirklich noch nicht von einer Stabilisierung des demokratischen Lebens und seiner Regierungsform bei uns sprechen. Scharf ging Stephan mit den Gegnern der Demokratie ins Gericht: den nationalistischen und antisemitischen Kräften, die sich vor allem in der NPD und um die Deutsche National- und Soldatenzeitung zusammengefunden haben. NPD-Mitglieder, Stephan betonte es nachdrücklich, werden in den Gewerkschaften nicht alt. Doch damit nicht genug. Die Gewerkschaften werden, so Stephan, sehr genau achtgeben, wer solche gefährlichen Kräfte unterstützt. Die Firma Elektro Braun z. B. habe in den vergangenen 1½ Jahren in der Deutschen National- und Soldatenzeitung 55 Annoncen aufgegeben. Braun-Elektro-Rasierer oder kein Braun-Elektro-Rasierer, ist das hier die Frage?

Neben Günter Stephans tagespolitischen Spritzen konnte ein Thema wie „Aufgaben und Ziele der Gewerkschaftsjugend“ keinen leichten Stand haben. Es war das Thema des Referats von Adolf Mirkes. Und daß es dennoch nicht minder lebendig und nicht minder politisch geriet, war Mirkes' unkonventioneller Auffassung von den Aufgaben einer jungen Gewerkschaftsgeneration zu verdanken. Er stellt hohe Anforderungen an seine jungen Kolleginnen und Kollegen. Sie sollen sich nicht nur über die wichtigen Ziele der Gewerkschaften, wie die Ausdehnung der Mitbestimmung, informieren; sie sollen mithelfen bei ihrer Verwirklichung und sie sollen vor allem eigene Ideen entwickeln und die politische Wirklichkeit nicht aus den Augen lassen. Wenn man das verlangt, und man muß es um den Fortbestand einer aktiven Gewerkschaftspolitik willen verlangen, dann soll man auch akzeptieren, daß die Jungen manchmal „unbequeme“ Wege einschlagen.

Mirkes begrüßte in diesem Zusammenhang die Meinungsbildung des DGB-Bundesjugendausschusses, der am Kongreß „Notstand der Demokratie“ teilnehmen wollte und sich somit in eine Front-



stellung zum DGB-Bundesvorstand begab. Der DGB-Bundesvorstand hatte eine Beteiligung an diesem Kongreß bekanntlich abgelehnt.

Im späteren Verlauf erklärte sich die Tagung in einem Telegramm mit diesem Kongreß solidarisch.

Eine Feuerprobe gab's auch auf der Arbeitstagung. Zu bestehen hatte sie der frischgebackene Jugendsekretär beim Hauptvorstand der Gewerkschaft Leder, Herbert Einreiner. Er hat sie gut bestanden. Obwohl er den Delegierten, die rund 10000 organisierte Jugendliche vertraten, nicht allzuviel Erfreuliches mitteilen konnte.

Dieser Jugend geht's nicht anders wie vielen Jugendlichen anderer Gewerkschaften. Sie hat personelle Verluste einstecken müssen. Das ist unter anderem die Folge einer starken Fluktuation in der Schuhindustrie. Einreiner will das nicht einfach hinnehmen. Er hat eine Konzeption, die vernünftig klingt und die er mit Elan vorträgt. Ortsjugendausschüsse sollen gebildet werden. Jugendfunktionäre müssen gerade da aktiver werden. Ganze neun Ortsjugendausschüsse gibt es zur Zeit. Das ist viel zu wenig. Denn in den Ortsausschüssen kann man durch Erfahrungsaustausch der Aktiven ermitteln, was man richtig oder falsch macht und was man überhaupt vergessen hat, um Sympathien zu gewinnen. Zusammengetragen und verglichen, ergibt sich auf Bundesebene daraus eine Zwischenbilanz, aus der man Konsequenzen ziehen kann.

Die Wehrpflichtigen müssen gezielter betreut werden.

Einreiners Lieblingskind freilich ist ein anderes: die Verstärkung der betrieblichen Gewerkschaftsarbeit. Da liegen seiner Meinung nach die besten Chancen für eine zukünftige Aktivität.

„Anforderungen der technischen Entwicklung und der Automation an den jungen Menschen.“ So hieß das Referat des 2. Vorsitzenden der Gewerkschaft, Gerhard van Haaren. Hier wurde ein kompliziertes Thema verständlich dargestellt – ohne es zu vereinfachen. Dieses Referat war so wichtig, daß es eigentlich in die



(Oben von links nach rechts) Adolf Mirkes, der Vorsitzende der Gewerkschaft Leder, Günther Stephan vom Bundesvorstand des DGB, der Bürgermeister der Stadt Bayreuth und Gerhard van Haaren, der zweite Vorsitzende der Gewerkschaft. (Links) Herbert Einreiner, der Jugendsekretär beim Vorstand der Gewerkschaft.



Hand jedes Jugendlichen gehört. Wir können es hier nur in ein paar Stichworten und losgelöst von den spezifischen Aspekten der Lederindustrie wiedergeben.

Die Gewerkschaften wollen die technische Entwicklung keineswegs aufhalten. Aber sie wollen verhindern, daß sich diese Entwicklung gegen den Arbeitnehmer richtet. Das ist vordringlich eine Frage, die die heutige Jugend angeht. Denn sie muß einmal mit diesen Problemen fertig werden. Dafür braucht sie eine der modernen industriellen Entwicklung angepaßte Ausbildung. Die aber gibt es noch nicht. Lehrberufe, die noch fleißig propagiert werden, sind z. T. heute schon überholt. Neue Ausbildungsmethoden müssen her. Wie sollen sie beschaffen sein? Eine weitaus größere Allgemeinbildung ist vonnöten, denn heute schon haben Arbeitsplatz-Studien ergeben, daß man in bezug auf Berufe nicht weiter als zwanzig Jahre vorausschauen kann. Ein heute 20jähriger müßte also eigentlich durch eine breitere Bildungsbasis in die Lage versetzt werden, sich mit 40 leicht auf einen anderen Beruf umschulen lassen zu können. Das Spezialwissen wird zweit-rangig werden.

Hier müssen die Schulen und Berufsschulen kräftig mitziehen. Aber oft genügt der Schulunterricht nicht einmal den heutigen Anforderungen – geschweige denen von morgen. Noch viel ist zu tun. Sehr viel. Gerhard van Haaren erhob in diesem Zusammenhang



noch einmal die Forderung der Gewerkschaften nach einem Berufsausbildungsgesetz. Weder der Gesetzentwurf der CDU noch der der SPD würden den Vorschlägen der Gewerkschaften gerecht. Einen Schönheitsfehler hatte diese mit überdurchschnittlichen Referaten gut bestückte Arbeitstagung: zu wenig Delegierte trauten sich auf's Podium. Dabei hatten die meisten von ihnen etwas zu sagen. Aber sie sagten es an der falschen Stelle. In den Pausen, beim Essen, nach der Tagung. Die meisten von ihnen sind Anfänger, blutung, ohne „parlamentarische Erfahrung“. Sie brauchen Anleitung von älteren, erfahreneren Kollegen. Die gibt es auch bei Leder. Herbert Berger ist einer von ihnen. Er leitet in Tuttlingen den renommierten gewerkschaftlichen Arbeitskreis „Klub konkret“ und ist im Betriebsrat seiner Fabrik. Es gibt noch andere. Aber es sind nicht genug. Sie haben zu viele Ämter. Und sie stöhnen, daß man den riesigen Berg von Aufgaben auf mehr Schultern verteilen müsse. Aber wer tragen soll, muß standfest sein. Für die vielen Neulinge, die es werden wollen, war diese Arbeitstagung ein Auftakt, der Mut gemacht hat. Mut deshalb, weil sie ihnen zeigte, daß die Gewerkschaft jeden einzelnen von ihnen braucht, daß sie nicht gleich Wunderdinge verlangt und vor allem, daß ihre Bosse die Ohren für ihre Probleme weit offen halten.

H. P.

Die Stunde dazwischen...

Weihnachtserzählung von Josef Reding

Timms haßte die blassen, blasigen Teppiche aus Seifenlauge, die jetzt von zuckenden Schrubbern ausgerollt wurden. Dünnbestrumpfte, rotgefrorene Ladenmädchenbeine in Gummistiefeln tanzten nervös oder plump oder schön oder komisch um gelbe und grüne Plastik-eimer. Graue Brühe mit hellen, qualligen Schlieren schwappte über körnige Steinkaros.

Jetzt hatte die wäßrige Schleppe breit die Bordsteinkante erreicht. Die feierabend-süchtigen Stoßtrupps der Reinlichkeit schoben sich mit ihren borstigen, ätzenden Waffen unter halbgeschlossenen Gittern in die Zeughäuser zurück. Ein herbes Lächeln in den jungen Gesichtern: das Nachhutgefecht gegen den Arbeitsalltag war geschlagen. Heute früher als sonst. Heute schon um drei. Und dann zwei Tage Ruhe und mit Dieter ins Weihnachtsprogramm, und wenn's wieder losgeht hier im Kotten, wird's erst langsam anlaufen. Paar Umtauscher. Und Leute, die Salz haben wollen zum Streuen oder Senf für die heißen Würstchen zu Neujahr. Das müde Lächeln verstärkt sich: Neujahr ist ja auch bald.

Timms blieb stehen. Kittelgehusche noch im Innern zwischen Kasse und Theke und Drahtkorbgebirge. Dann schliefen die ersten Läden ein; ihre gelben Rollo-Lider sanken tiefer und tiefer über die dunstgetrübten Schaufensteraugen.

Jetzt kommt die Stille, dachte Timms und zog die Nackenmuskeln zusammen, als erwarte er zwischen Kopf und Rumpf einen scharfen Hieb. Timms fror. Er trug gefütterte Schuhe und Unterhosen und Fäustlinge und die dicke Windjacke und schwarz-rot-karierte Ohrenschützer und die Skimütze mit dem angekniffenen Schirm. Aber Timms fror. Ich friere, weil es still ist, dachte Timms.

Es fängt wieder an. Spießbrutenlaufen durch die lautlose Gasse. Verdammtes Stück Niemandland zwischen Arbeitskrach und abendlichem Vergnügungslärm. Zwischen Alltag und Fest. Jedesmal Qual. Jedesmal schwer zu ertragen. Und einmal im Jahr nicht zu ertragen. Heute. Heiligabend. Das eine Stück Leben ist weg und das andere noch nicht da. Stille wie ein Riß. Stille wie damals! Timms wollte weitergehen. Aber er hoffte so inbrünstig auf Stimmen, daß er keinen Schritt wagte. Jetzt schob er die schwarz-roten Ohrenklappen nach hinten. Aber nur Kälte drang an die lauernden Muscheln aus knorpligem Fleisch. Stille Kälte.

Zögernd ging Timms. Unter seinen Lederstiefeln, frischbraunen Sonntagschuhen, zerknisterte der Eishauch über dem Schrubbwasser vor den Läden.

Nahe Timms, auf der gegenüberliegenden Dachschräge, zappelte eine Brieftaube. Der verharschte, glasige Schnee machte es mühsam, in den Schlag zu schlüpfen. Von der Fernsehantenne neben der Luke brach ein zeigefingerdicker Eiszapfen ab. Er klirrte hell an einigen Fensterbänken entlang und zersprang über der welligen, schwefelfarbenen Auskleidung eines rührend winzigen Balkons. Timms erschrak. Jetzt habe ich meinen Lärm. Das klingt nach Schraubenschlüsseln. Nach Zangen und Zündern und Säurekanülen. Das ist wie um Blindgänger herum, die zu entschärfen sind. Ein Klicken, auf der Hut vor sich selbst. Und sonst kein Laut. Kein Laut wie jetzt auf dem Weg zur Aufwärmstube am trockengelegten Freibad. Zum Pavillon, den die Stadt winters mit einem gußeisernen Ofen beheizen läßt. Koks-Kohlen-Gemisch bekommt der Bullerofen zu fressen. Soll warm sein für die Invaliden. Darum in jedem Bezirk eine solche Wärmebude. Am

Freibad war's das Warthäuschen des Parkwächters, der in der Badezeit auf die wenigen Fahrräder und vielen Mopeds und noch mehr Motorräder und die Autos aufpassen mußte. Wärmehalle wieder eröffnet, so stand's im Ortsblatt. Opa, kannst wieder in den Invalidendom 'rein, so sagen die Nachbarskinder. Timms hatte es auch zu Hause warm. Zwei Zimmer mit ein paar Rippen Zentralheizung. Seine Rente machte ihn zum angenehmen Untermieter. Neubauzimmer. Sechs mal fünf Schritte im Geviert. Und

alles drin, was man...

Der alte Mann stutzte. Endlich. Da waren wieder Stimmen. Eine gehörte einer langen Frau im Lederolmantel, die sich den handbreiten Gürtel ganz eng und beinahe unter der Brust zusammengezogen hatte. In der Hand hielt die Frau einen großen Spielzeugtank. Die andere Frau war auch groß. Aber sie hatte bloß einen blauen Kittel über dem Kleid, mit roten Schmetterlingen drauf und an den Füßen Pantoffeln. Unter dem Arm hielt sie ein Kaßler-Brot, dessen Knäpfe gleichgültig aus



dem Seidenpapier in beide Richtungen der leeren Straße döste. Die Frau mit dem Kaßler trat von einem Pantoffel auf den anderen. Sie wollte weg. Aber die Frau mit dem Panzer ließ sie nicht.

Mein Mann hat mich schlankweg 'rausgejagt, als ich das Ding hier auspackte. Weg damit, hat er gebrüllt. Will so'n Apparat nich bei mir inne Bude haben! Aber Hans-Jürgen hat sich das doch sooo gewünscht, habe ich da gesagt. Einen Panzer, wo der Turm sich dreht und die Kanone Feuer spuckt. Auf den Wunschzettel hat Hans-Jürgen das sogar geschrieben. Und ohne Fehler.

Dem spuck ich Feuer auf den Wunschzettel, auch ohne Fehler! hat mein Mann da getobt. Panzer im Wohnzimmer, was? Hasse schon mal 'n Panzer gesehen? Von ganz nah, wenn er auf dich zuraselt. Leg' dich mal auf'n Teppich und laß'n mit'm Geschütz vor deine Nase fahrn und dir die Schnüß befunken, dann hasse 'n Vorgeschmack. Nee, raus mit dem Viech! So was wächst sich aus! Dat wird gefüttert und mal ganz groß, Irmtraud! Ganz groß wird datt und dann rollt es über unseren Jungen weg, und auch uns wälzt es platt. – Was sagense dazu, Frau Bader? Mein Mann spinnt. Als ob sonne Handvoll Blech wachsen kann. – Aber immer wütender isser geworden, und dann hat er mir den Panzer ausse Hand gerissen und wollte ihn aussem Fenster schmeißen. Da hab' ich in meiner Not gerufen: Achtzehn Mark fuffzig! – Auch das noch! hat er da gestöhnt. Und er hat mir das Ding wiedergegeben und leise gesagt: Umtauschen, Irmtraud! Am besten gegen ein dickes Wörterbuch: Deutsch-Englisch-Französisch-Russisch oder so. Der feuerspeiende Dreckskasten ist alles gehen, aber so'n Wörterbuch ist für was, verstehste? – Und dann hatter mich auf die Straße geschoben. Aber das Geschäft ist schon zu. Wie soll ich jetzt den Panzer loswerden und ein Wörterbuch dafür kriegen, Frau Bader? Ich traue mich gar nicht zurück. Die ganze Weihnachtsfreude macht der einem kaputt, der Olle!

Die Frau klebte ein Schluchzen an ihre letzten Worte und nahm mit dem Panzer ein Taschentuch vor die Augen. Da stahl die mit dem Kaßler sich davon. Erst als sie ein paar Schritte weg war, rief sie zurück: Muß den Baum noch putzen. Gehnse mal ruhig wieder zurück und versteckense das Ding über die Feiertage, daß er's bloß nicht sieht. Irgendwo inne Besenkammer. Da gucken Männer ja doch kaum 'rein. Frohe Wei – – ! Die Frau mit dem Kaßler hatte Timms erblickt. Die mit dem Panzer auch. Beide liefen wieder aufeinander zu, berührten sich mit den Armen, sagten nichts und schauten auf Timms.

Timms ging vorbei. Er war stehengeblieben: die Stimmen hatten ihn beruhigt. Außerdem gefiel ihm der erboste Mann, den er nicht kannte, den er sich aber vorstellte, so: vierschrotig, gutmütig, abendlicher Biertrinker, Geschwätzverächter, Kinderumsorger. – Jetzt muß ich weitergehen, dachte Timms. Die Frauen starren mich an. n'Abend, und frohes Fest, sagte Timms. Dabei nestelte er an seiner Skimütze.

Die Antwort der Frauen ließ lange auf sich warten. Timms bekam sie in den Rücken. Danke ebenfalls, Herr Timms. Da hab' ich es aber mit der Angst gekriegt, als ich plötzlich den Mann da stehen sah. Wie ein Pfahl auf'm Bordstein! Kennense den denn, Frau Bader? Timms haben Sie gesagt? Ja, Timms, sagte die Frau mit dem Kaßler und blickte dem Mann nach, der durch die kahle Straßenschneise ging. An der Kreuzung

blakten die Ampelsignale ins Leere. Timms gehorchte den einsamen Lichtbefehlen dennoch.

Was strolcht er denn jetzt allein hier herum? fragte die Frau mit dem Panzer. Sieht doch ganz manierlich aus.

Der Timms soll nicht ganz richtig sein. 'n bißchen ballaballa, wissense! Die Frau wedelte mit der freien Hand vor ihrer Stirn hin und her.

Nee, ehrlich? fragte die andere und machte runde Augen.

Mein Mann hat mir so was erzählt. Der Timms war schon im ersten Weltkrieg dabei, ganz jung, als Feuerpionier oder Feuerwerker oder wie das heißt. Da hat er mit Granaten zu tun gehabt, die nicht kreperten.

Blindgänger? fragte die andere.

Ja, so was. Und als die Nazis ans Ruder kamen, da hat der Timms wohl Flugblätter gegen sie verteilt und heimlich Versammlungen organisiert. Erst Anfang des letzten Krieges kam das auf. Da hat man ihn nachts abgeholt. Und verurteilt. Wegen Wehrkraftzersetzung. Todesurteil. Todesurteil?

Dann umgewandelt in lebenslänglich Zuchthaus, weil er im ersten Weltkrieg verwundet worden ist und das Eiserne Kreuz hatte. Und als die Luftangriffe kamen, da hat man dem Timms ein Angebot gemacht, Blindgänger unschädlich zu machen. Für jede entschärfte Bombe drei Jahre Zuchthaus geschenkt. Aber wie kann man denn bei lebenslänglich...?

Lebenslänglich haben die mit sechzig Jahren berechnet. Zwanzig gefährliche Dinger sollte Timms unschädlich machen, dann wäre er wieder freigekommen. Zwanzig Bomben und Luftminen, an die sich die offiziellen Räumkommandos nicht heranwagten.

Und hat Timms das gemacht?

Er hat es gemacht, als er hörte, daß sein einziger Sohn gefallen war. Die Frau war ja schon bald danach gestorben, als man Timms abgeholt hatte. Aus Kummer, glaub' ich. Da hat Timms sich zu den Bomben hinbringen lassen. Achtzehn Stück hat er überlebt. Und dann war der Krieg zu Ende und Timms kam sofort aus dem Zuchthaus frei, und 'ne gute Rente kriegt er auch.

Dann ist ja alles in Ordnung.

Nee, nicht in Ordnung. Da ist vieles verquer. Der Timms kann seit den Bomben keine Stille mehr vertragen. Sobald's ganz ruhig ist, wird der alte Mann bange. Bei Stille meint er: jetzt sind alle Menschen weg, und er muß wieder so eine lauernde Bombe aufknacken. Denn er war ja immer allein, wenn's soweit war. Alle anderen hatten sich dann verdrückt hinter Mauern und Erdwällen. Und die Aufpasser haben mit 'nem Fernglas zugeguckt. - Wenn er menschliche Stimmen hört, fühlt sich Timms in Sicherheit und ist umgänglich. Aber bei Stille - - -. Die Stadt hat ihm schon ein Radio geschenkt. Aber das nützt nicht viel. Manchmal bringt er es nicht über sich, den Einstellknopf anzufassen. Dann bildet er sich ein, das ist wieder so eine Schraube von den Bomben.

Ach Gott!

Ja, und oft läuft Timms so herum, um richtige Stimmen zu hören. Und jetzt ist doch fast keiner mehr auf der Straße, an Heiligabend. Da sucht der Timms und sucht.

Beide Frauen schüttelten den Kopf. Sie hatten Kälte und Panzer und Kaßler vergessen. Sie blickten Timms nach, der schon weit weg war. Da sahen sie, wie ein Kind zu Timms ging. Die Frauen waren froh darüber, verabschiedeten sich rasch voneinander und eilten nach Hause.



Timms Nackenmuskeln entspannten sich wohligh, als der Junge ihn ansprach. Onkel, wo ist die Post? fragte der Kleine. Ich muß noch schnell einen Brief abgeben. Einschreiben und Eilpost. Mutter hat ganz vergessen, Oma was zu schenken. Jetzt schickt sie im Brief 'ne Weihnachtskarte und zehn - und - und noch was anderes.

Timms genoß die kleine, etwas gepreßte Stimme. Der alte Mann lächelte über das Stottern des Jungen. Der Steppke hatte zehn Mark sagen wollen und sich gerade noch darauf besonnen, was ihm zu Hause eingeschärft worden war: Keinem verraten, daß da Geld drin ist. Sonst wird's dir noch geklaut.

Die Post ist in der Borghagener Straße, sagte Timms. Aber vielleicht hat sie schon zugemacht. Wir können ja mal nachsehen. Das ist beim Fleischkonsum links ab. Wir haben denselben Weg. Danke, Onkel. Aber ich muß mich beeilen. Wiedersehen.

Timms erschrak. Der Junge begann zu laufen. Timms hatte auf Gespräch und Gesellschaft gehofft. Er wollte den Jungen nicht auslassen und lief mit.

Der Junge schaute argwöhnisch auf den Mann, der neben ihm herstapfte, und rannte schneller. Timms keuchte, blieb zurück und rang nach Luft. Der Atem kam stoßweise wie zerknülltes graues Gewölke aus seinem verzerrten Mund.

Junge! rief Timms. Junge, ich tu dir ja nichts - - ! Aber der Kleine drehte sich nicht um. Er sprang wie ein aufgeschuchter Hase über die Bordsteinkanten.

Timms lehnte sich an die Hauswand und

wischte sich die Nässe aus dem erhitzten Gesicht. Funkenbündel spritzten vor seinen Augen auseinander und rieselten unendlich langsam herunter. Timms mußte sich in die Fugen der schmutzigen roten Backsteinwand krallen. Mörtelkörner gerieten hinter seine Fingernägel und drückten ins weiche Fleisch der Fingerkuppen.

Dann hatte Timms wieder genug Kraft, sich von der Wand abzustoßen. Vorsichtig ging der alte Mann weiter.

Hoffentlich ist jemand in der Wärmebude, dachte Timms. Mehr will ich ja gar nicht. Und wenn's der Pitter Zabrowski ist, dem man jedes Wort aus dem Schlund ziehen muß. Oder der Kurt Leutscher mit der Hasenscharte - - -

Kurt Leutscher mit der Hasenscharte blickte zum kleinen Fenster des Pavillons heraus. Noch war niemand auf der Straße zu sehen. Im Nichtschwimmerbecken spielten ein paar greisige Blätter Fangen unter scharfen Windwirbeln auf dem nackten Bodenbelag.

Leutscher drehte sich um. Jemand schob eine Schuppe Kohlen in den Kanonofen. Als das Klappern aufgehört hatte, sagte Leutscher: Ihr wißt Bescheid. Quatschen, sobald er kommt. Diskutieren! Meinetwegen darüber, ob die Stutenkerle dieses Jahr qualitativ nachgelassen haben oder nicht. Und den Timms beiläufig begrüßen. Bloß nicht mit offenen Armen auf ihn zustürmen. Mitleid haben wir nicht gern. Wir nicht und der Timms auch nicht. Klar?

Klar, sagten die anderen. Leutscher bezog wieder seinen Ausguck.

Als Timms auf den kleinen Invalidendom zuing, wunderte er sich. Mindestens zwei Dutzend! dachte er. Und die machen einen Krach wie ein ganzes Fußballstadion. Kann man doch mal sehen, wie wir alten Knacker zusammengewachsen sind. Selbst am Heiligen Abend können wir uns nicht missen. Und die olle Miefbude auch nicht.

Timms klinkte die Tür zum Pavillon auf. ...Da muß schneeweißes Mehl 'rein, sag ich euch! Und die Tonpfeife muß wenigstens zweimal so lang sein wie dein Zeigefinger. Sonst beißt der Rauch...!

Aber die Rosinen! Gegen die Rosinen kannst du doch nichts sagen! Mensch, hau ab mit Rosinen! Die sind ja das allerletzte...!

Aus einer Ecke kam Gemurmel in wechselnden Lautstärken. Dazu rasselten Stocherisen und Kohlenstiefel. Timms brauchte eine Weile, um sich an das rauchige Halbdunkel zu gewöhnen. Dann sah er drei Mann. Ganze drei Mann im Raum einschließlich Leutscher, der immerzu Rhabarber, Rhabarber, Rhabarber brummelte und geradezu wütend den feuerdurchwummerten Ofen bearbeitete. Ach, Timms, sagte Leutscher und fummelte weiter an der Ofenklappe. Timms grinste. Ihr Schlitzohren, sagte er nur. Dabei spürte er wieder diese verdammte Nässe im Gesicht.

Illustrationen: Eva Ohlow



Winter in Holland

Von Professor Pieter Brattinga

Im Amsterdamer Rijksmuseum zog wie alljährlich der Strom der Fremden an den Vermeers und Rembrandts und auch an den Gemälden von Avercamp vorüber, während draußen der schreckliche Winter die holländischen Kanäle erstarren ließ.

Von Avercamps Winterlandschaften zu Leonard Freeds Fotos ist es kein großer Schritt: die gleichen silhouettenartigen Gestalten, die sich gegen den eisigen, beißenden Wind vorwärts kämpfen, mit Armen und Beinen auf ihren Schlittschuhen balancierende Kinder oder auch die „Eisfeger“ auf den Kanälen, die kleine, von den Schlittschuhen zusammengekratzte Eishäufchen vor sich herschieben . . . So war es 1615, als es Avercamp malte, und nicht anders sieht es nun auf den Fotos von Freed aus. Nur wenige holländische Winter lassen den großen See, der früher Zuidersee hieß, zu einer festen Eisfläche, die sich von der Küste bis zehn Kilometer ins Land hineinzieht, gefrieren. Viele Holländer und auch die Wintergäste machen sich dannein Vergnügen daraus, mit dem Auto von dem malerischen Dorf Volendam übers Eis hinüber zu der Insel Marken zu fahren. Einige Waghalsige sogar von dem alten, reichen Handelshafen Enkhuizen bis nach Edam.

Auch Freed nahm an den Winterfreuden der Holländer teil, als er diese Fotos aufnahm, die die gleichen, von Avercamp in seinen weichen Farbtönen Gelb, Braun, Blau und Rot gemalten Bilder in strengem grafischem Schwarzweiß zeichnen. Nur hat Freed die große, weite Szene auf Avercamps Bildern in Details zerschnitten und in schnell erfaßte Augenblicke verwandelt. Wenn Freed Szenen aus dem Leben seiner Heimatstadt New York zu fotografieren hätte, würden seine Bilder eine behagliche und wohlvertraute Umgebung wiedergeben, hier aber hat er jenen denkwürdigen holländischen Winter in all seiner Härte gegen die Alten und gegen die Tiere, doch auch mit seinen Freuden für die Jugend, festgehalten.

◀ Auf den Amsterdamer Grachten, auf schneebedecktem Eis wird Schlittschuh gelaufen. Im Hintergrund das alte Waage-Gebäude.



Volendamer Fischer läuft über das Eis des zugefrorenen Hafens. Die Boote sind schneeüberweht.

Schlittschuhläufer auf dem Slotterplas, einem See bei Amsterdam, im Gegenlicht der tiefstehenden Wintersonne.





Winter in Holland



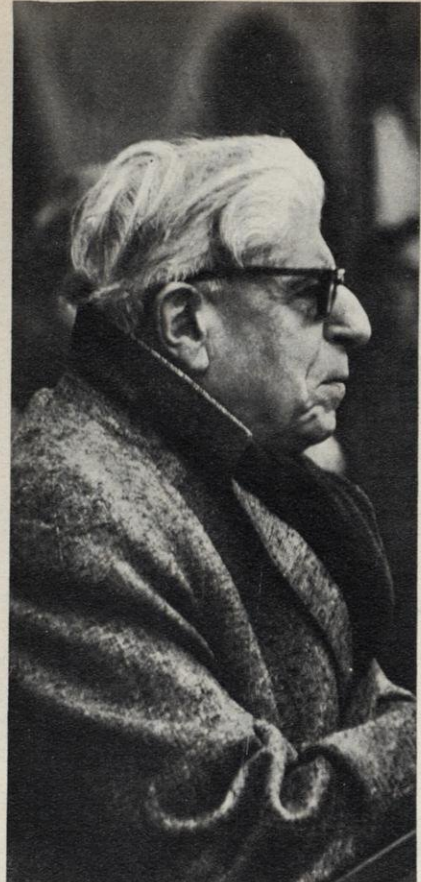
◀ Mädchen aus Volendam in ihren Trachten mit Holzschlittschuhen auf dem Eis des Volendamer Hafens.

Spaziergänger auf dem Deich. Davor ein verschneiter Gemüsegarten.

Fotos: Leonard Freed

Wildenten im Schneesturm





Sorg um Demokratie, Freiheit und Frieden

Zur Kundgebung gegen die Notstandsgesetze in Frankfurt



Auf der großen öffentlichen Kundgebung in Frankfurt sprachen u.a. der Philosoph Ernst Bloch, der Gewerkschafter Georg Benz und der Dichter Hans Magnus Enzensberger.

Bald nach Mitternacht oder spätestens in den frühen Morgenstunden stiegen sie in die Busse – in München und Nürnberg, Bremen und Hamburg, im Ruhrgebiet und in Stuttgart; meist hielten die Wagen vor den Gewerkschaftshäusern. Auch viele Privatwagen, mit vier oder fünf Personen dicht besetzt, traten die Fahrt an. Die Privatwagen konnte man nicht zählen; an Bussen zählte die Polizei am Ankunftsort Frankfurt 318. Gleich nach der Ankunft, es war ein Sonntag, fand der „Sturm“ auf die Säle statt, in denen die sechs „Foren“ um 10 Uhr ihre Arbeit aufnahmen. Es waren die sechs größten Vortragssäle der Stadt Frankfurt. Rund 8000 Menschen hatten das Glück, einen Sitzplatz oder einen Stehplatz zu finden oder irgendwo draußen die Übertragung durch Lautsprecher zu hören. Viele andere hatten kein Glück. Sie trösteten sich damit, daß auf dem Römer, bei der Schlußkundgebung, genug Platz sein würde. Sie hatten recht: denn der Platz ist weitläufig, und die Nebenstraßen konnten in die Kundgebung einbezogen werden. Da standen sie dann Kopf an Kopf; soweit das Auge reichte, wenn man von der Tribüne Ausschau hielt. Die Schätzungen schwankten: 20000 sagten die einen – 25000 andere. Auf der Tribüne standen Otto Brenner, Werner Vitt und andere Gewerkschaftsführer, hessische Landtagsabgeordnete, der langjährige FDP-Abgeordnete Kohut, der seinerzeit als einziger im Bundestag gegen die sogenannten einfachen Notstandsgesetze gesprochen hatte, und andere. Ans Rednerpult traten nacheinander: der Philosoph Ernst Bloch, der Dichter Hans Magnus Enzensberger, der Staatsrechtler Helmut Ridder, Georg Benz vom Vorstand der IG Metall. Sie sprachen, jeder in seiner Art und sich großartig ergänzend, so hervorragend, daß keiner der vielen Tausend den Platz verließ, bevor Helmut Schauer die Schlußerklärung verlesen hatte. Dabei war es bitter kalt an diesem Sonntagnachmittag auf dem zugigen Platz. Dann bestiegen sie wieder ihre Busse und fuhren heim. Inzwischen war auf vielen Straßen der Boden gefroren; auf dem Glatteis kamen die großen Busse nur langsam vorwärts. Viele Teilnehmer trafen erst in den Morgenstunden an ihrem

Bestimmungsort ein; gerade noch rechtzeitig, um sofort an ihre Arbeitsstelle, in ihr Büro, in ihre Fabrik zu eilen. Wahrlich, ein anstrengendes Unternehmen! Wer waren „sie“, von denen wir hier sprechen? Tausende von Gewerkschaftlern – aus allen DGB-Gewerkschaften, beileibe nicht nur aus jenen sechs, die sich zur aktiven Unterstützung dieses Kongresses „Notstand der Demokratie“ entschlossen hatten. Alte und solche der mittleren Generation (denen zeitweilig die Tragödie des Endes der Weimarer Republik und die Schrecken der Tausend Jahre bewußt bleiben) und junge, sehr viele junge Menschen: junge Arbeiter und junge Angestellte, Studenten, Angehörige der verschiedensten Jugendgruppen. Dazu viele „einzelne“, die doch nicht „einzelne“ bleiben wollen: Universitätsprofessoren in stattlicher Zahl, Pastoren, Schriftsteller und viele andere. Die vielen Frauen nicht zu vergessen. Was führte sie alle an diesem 30. Oktober nach Frankfurt? Die Sorge, die tiefe Sorge um unsere Freiheit, unsere junge Demokratie, auch um den Frieden. Die Angst, es könnte wieder so (oder sehr ähnlich) kommen wie 1933 – wenn wir nicht diesmal rechtzeitig auf der Hut sind, uns rechtzeitig zusammenschließen und unseren Willen gemeinsam kundtun. Diese Entschlossenheit, die Freiheit der zweiten deutschen Demokratie zu verteidigen, brachte die Massenkundgebung auf dem Römer, dicht neben der Paulskirche, unüberhörbar zum Ausdruck. Aber man kam so weither nicht nur um zu demonstrieren, sondern auch um sich zu informieren. Daher die Zeiteinteilung des Kongresses: am Nachmittag die Kundgebung, aber am Vormittag die Arbeitstagungen mit Referaten und Diskussionen. Jede dieser Arbeitstagungen untersuchte einen wichtigen Einzelaspekt der Notstandsproblematik: Historische und politische Belastungen der Ausnahme-gesetzgebung – die Presse- und Meinungsfreiheit in der Notstandsgesetzgebung – die Folgen der Notstandsgesetzgebung für den Alltag – Notstandsplanung / Wirtschaft / Arbeitnehmerschaft – die Schubladengesetzgebungen und die Verfassungswidrigkeit von Notstandsregelungen – Notstandszwang, Gewis-

sensfreiheit und Widerstandsrecht. In jedem „Forum“ gab es einen Bericht-erstatler, der in einem etwa dreiviertelstündigen Referat die Grundlagen bot für die etwa zweistündige Diskussion, die dann auf dem Podium und, soweit irgend möglich, auch mit dem Publikum stattfand. Wer referierte und diskutierte da auf dem Podium? Hier sollen nicht die Namen in langer Reihe aufgezählt werden, aber die Berufe und Funktionen sind interessant: zwölf Ordinarien deutscher Universitäten, aus den verschiedensten Fakultäten; etwa ebenso viele Gewerkschaftler, die als leitende Funktionäre seit vielen Jahren Erfahrung und Verantwortung demokratischer Massenorganisationen verkörpern; dazu Redakteure von Rundfunk und Presse, freie Publizisten, Juristen, Landtagsabgeordnete, Repräsentanten kirchlicher und kultureller Organisationen. Hier wurde nicht geschwafelt, nicht um die Dinge herumgeredet; hier sprachen – verantwortungsbewußt und, wo nötig, auch mit dem selbstverständlichen Mut zur Unpopularität gegenüber gefühlsmäßig verständlichen, aber unrealistischen Forderungen nach Generalstreik – Sachkenner, die sich um der Sache der Freiheit willen zu Experten in der Durchleuchtung der drohenden Unfreiheit ausgebildet haben. Diese Experten sprachen für jeden verständlich: denn es ist immer möglich, auch eine komplizierte Materie, wenn man sie selbst genau beherrscht, klar verständlich darzustellen, ohne sie deshalb auf verfälschende Weise zu vereinfachen. Auch das undurchsichtige Geflecht der Notstandsgesetze läßt sich durchsichtig machen, wenn man die Scheinwerfer auf die wesentlichen Punkte richtet. Fünf dieser wesentlichen Gesichtspunkte seien hier stichwortartig hervorgehoben: 1. Demokratie ist konstitutionelle, das heißt durch die Verfassung gesicherte Begrenzung und Teilung der Macht. Die Notstandsverfassung hingegen führt zur Aufhebung dieser Macht-Begrenzung und -Teilung, führt zur Machtkonzentration. (Angeblich vorübergehend – aber die Geschichte lehrt, daß dann eine Umkehr sehr schwer, meist auf lange Jahre unmöglich ist.)



2. Demokratie ist notwendig mit Freiheit verbunden. Die Notstandsverfassung aber beschneidet oder annulliert alle Grundfreiheiten: die Meinungs- und Pressefreiheit, die Freiheit des Rundfunks und des Fernsehens, die Versammlungs- und Vereinsfreiheit, das Recht auf freie Wahl des Arbeitsplatzes, das Streikrecht, die Freizügigkeit, die Freiheit der Wohnung und des Privatbesitzes. Das alles und mehr ist aus den schon beschlossenen „einfachen“ Notstandsgesetzen, aus den Schubladengesetzen und aus den hinreichend bekannten Plänen der Regierung und der Parlamentsmehrheit eindeutig zu erkennen. 3. Alles, was an Notstandsgesetzgebung geplant ist, soll schon in Friedenszeiten eingeübt werden; vieles soll sofort in Kraft treten, anderes in „Spannungszeiten“, deren Begriff bisher niemand klar begrenzt hat. Man muß es klar sagen: Es ist unwar, daß es sich um eine Vorsorge für den äußersten Fall, für den „äußeren Notstand“, für den Krieg handelt. In allen teils beschlossenen, teils erst ausgearbeiteten Notstandsgesetzen finden wir die verschwommenen Formeln: „bei drohender Gefahr“, „wenn die Lage unabwendbar ein sofortiges Handeln erfordert“, „in Spannungszeiten“, „zur beschleunigten Herstellung der Verteidigungsbereitschaft der Bundesrepublik“, „zur Abwehr einer drohenden Gefahr“, „wenn die Versorgung der Bevölkerung gefährdet ist“ usw. usw. Damit läßt sich jederzeit alles „begründen“! 4. Maßnahmen zum Schutz der Zivilbevölkerung im Fall eines Krieges erfordern eine gründliche Prüfung nach allen Seiten: eine Untersuchung des möglichen „Kriegsbildes“, eine klare Entscheidung zwischen einer zentralistischen oder einer im Gegenteil dezentralisierten Verteilung der Aufgaben und Verantwortungen, eine exakte Berechnung der Kosten. Keine dieser Voraussetzungen hat die Regierung geprüft und geklärt! Nur die Schweizer Forschungsgruppe Prognos (Basel) hat im Auftrag der Vereinigung deutscher Wissenschaftler errechnet: Die Vorkehrungen für den von unserer Regierung verlangten Notstandsschutz würden mindestens 42 Milliarden DM

kosten, die teils durch Steuern, teils von jedem einzelnen Bürger direkt aufgebracht werden müßten, letzteres in Höhe von mindestens 2,3 Milliarden jährlich. Es ist klar: Was wir für diesen – sehr fragwürdigen – Schutz ausgeben, fehlt uns für Schulen, Volkshochschulen, Krankenhäuser, Straßen, Sozialleistungen jeder Art. 5. Während die großen Mächte in West und Ost sich um Entspannung in Europa bemühen, proben Regierung und Parlamentarier unseres Landes Atomkrieg und Notstand. Was davon zu halten ist, hat in knappster Form die liberale Baseler National-Zeitung in ihrem Bericht über die unselige Fallex-Übung 66 treffend gesagt: „Alle die Schubladengesetze und die Entwürfe sind bedenklich, weil sie auch bereits im Falle eines drohenden Notstandes (Spannungszeiten) der Exekutive zu große Befugnisse geben und den totalen Staat etablieren würden. Sollten diese Entwürfe in ihrem gegenwärtigen Inhalt Gesetz werden und einmal schon ‚in Spannungszeiten‘ angewendet werden, so würden sie mit Sicherheit die internationalen Spannungen radikal verschärfen, der Demokratie den Garau machen und bei Eintreten des effektiven Notstandes doch die Chance eines Überlebens oder eines Sieges nicht vergrößern.“ Dem ist eigentlich nichts hinzuzufügen... Das sind die großen Gefahren, die der Demokratie, der Freiheit, dem sozialen Fortschritt, der Gewerkschaftsbewegung und einer erfolversprechenden Friedenspolitik drohen. Diese Gefahren sind natürlich nicht durch einen Kongreß zu bannen. Sie sind nur zu überwinden durch unermüdete Aufklärungsarbeit, durch Stärkung der demokratischen Gesinnung und Urteilsfähigkeit unseres Volkes, durch das Bündnis aller demokratischen Kräfte für die Bewahrung und die soziale Weiterentwicklung unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung. Dafür zu wirken, darf uns keine Mühe zu groß sein!

Walter Fabian

Fotos: Klaus Rose

Reise nach Polen

Der Weg nach Auschwitz ist weit. Mit dem Omnibus sind es drei Tagestouren, von Nürnberg durch die Tschechoslowakei, bis man in jenen tristen Landstrich zwischen Weichsel und Solakommt, im Süden von Polen. Aber was sind das schon, drei Tagestouren im bequemen, geheizten Reiseomnibus? Gemessen an den Strapazen derer, die vor einem Vierteljahrhundert nach Auschwitz deportiert wurden, ein wahres Vergnügen. Aus allen Teilen Europas wurden sie damals zusammengetrieben, Juden aus Frankreich und Holland, aus Sizilien und Dänemark, aus Ungarn und Deutschland, aus Griechenland und Norwegen. Es waren Menschen darunter, die mehr als 2000 km quer durch Europa transportiert wurden, in Güterwagen, bei Tag und bei Nacht, bei Hitze und im strengsten Winter. Bis sie nach vielen Wochen und unbeschreiblichen Leiden auf der berüchtigten Rampe von Auschwitz endlich die Waggons verlassen durften – um zum größten Teil gleich in die Gaskammern geschickt zu werden. Immer neue Züge, immer mehr Transporte, immer längere Menschenschlangen zum „Ausortieren“ auf der Rampe, immer höhere Zahlen der Ermordeten und Verbrannten, das war das Auschwitz von 1941 bis 1945.

Wir sahen das Auschwitz von heute. Mehr als 20 Jahre sind vergangen, seit sich die Tore dieses riesigen Konzentrationslagers geöffnet haben, um knapp dreitausend Häftlinge in die Freiheit zu entlassen. Ausgemergelt, zerschunden, zu Skeletten abgemagert, durch ärztliche Versuche verstümmelt, gebrochen an Leib und Seele, ungläubiges Staunen in den hohlen Augen. Sie, diese dreitausend, waren ein kümmerlicher Rest. Alle anderen wurden noch schnell abtransportiert, als die russischen Armeen im Vormarsch waren, verlegt in weiter zurückliegende Konzentrationslager. Wir sind durch die gleichen Tore in das Lager gegangen, durch die es die wenigen Überlebenden verlassen haben. Jene Tore, über denen zynischerweise der Spruch steht: „Arbeit macht frei“, und zu deren beiden Seiten sich ein doppelter Stacheldrahtzaun anschließt, von dem man weiß, daß er elektrisch geladen war. Er ist noch

vollkommen erhalten, dieser Zaun, über den es kein Entfliehen gab, der für so manchen verzweiferten Häftling die Erlösung war von den unbeschreiblichen Qualen. Und er hat von seinem schrecklichen Aussehen nichts eingebüßt, dieser Zaun. Man weiß genau, daß heute kein Strom mehr in den Drähten ist, und man vermeidet dennoch, zu nahe heranzugehen. Noch immer strahlt er Tod und Verderben aus, der doppelte Stachel-



draht von Auschwitz, mit seinen abstoßenden kalten Betonpfählen, die zu Tausenden in den trüben Novembertag hineinragen. Sie ist zum Symbol des Schreckens geworden, diese kilometerlange Einzäunung, so wie das ganze Lager Auschwitz zum Symbol für die Unmenschlichkeit wurde.

Was in Auschwitz am meisten beeindruckt, das sind die ungeheuren Ausmaße. Auch wenn man vorher weiß, daß dort aber Tausende von Häftlingen gleichzeitig interniert waren, obgleich man weiß, daß im Lauf von fünf Jahren rund sechs Millionen Menschenleben vernichtet wur-

den, so ist man doch erschlagen von der Größe des Lagers, von der unübersehbaren Anzahl der Baracken, von der Perspektive einer Lagerstraße. Was man in nüchternen Zahlen nicht zu erfassen vermag, das wird plötzlich erfaßbar, wenn man das Innere einer solchen Baracke gesehen hat, mit den schmalen, trostlosen Holzpritschen, in zwei Reihen übereinander, durch kahle Mauern unterteilt. Unwillkürlich stellt man sich vor, wie es

gewesen sein mag, wenn fünf, sechs, ja manchmal bis zu acht Menschen in diesen Kojen zusammengepfertcht lagen, ausgemergelt, krank, hungernd und frierend, mehr tot als lebendig. Und ebenso unwillkürlich beginnt man zu multiplizieren, wenn man heraustritt vor die Baracke und sieht sich einer riesigen Anzahl gleicher Baracken gegenüber. Plötzlich bekommt man eine Vorstellung davon, was tausend, zehntausend, zwanzigttausend Menschen sind. Das war es, was mich an Auschwitz am meisten beeindruckt, besser gesagt deprimiert hat.

Dabei gibt es in Auschwitz gewiß so

manches zu sehen, was noch viel deutlicher auf die Greuelthaten der Nazis hinweist. In mehreren Baracken, die heute als Museum dienen, sind sorgsam die Überreste jener Zeit zusammengetragen – ein Museum ganz besonderer Art. Auch hier wieder die Mengen, die den Besucher erschlagen. Berge von alten Schuhen, von verbeulten Eßtöpfen und von beschrifteten Koffern. Eine ganze Kammer voll von Frauenhaaren, eine andere gefüllt mit Bürsten, und an einer anderen Stelle Hunderte von Brillen und Gebissen, aus denen sorgfältig die Goldzähne ausgebrochen sind. Man könnte berichten über die Hungerzellen in Block 11, über die Todeswand, an der Tausende durch Genickschuß hingerichtet wurden, über die Kadukapelle und über die weißen Knochensplitter, die bei den Massengräbern von Birkenau die Erde übersäen. Und nicht zuletzt die Trümmer der drei großen Krematorien, aus deren Schornsteinen Tag und Nacht der Rauch von verbrannten Leichen aufstieg, ununterbrochen, jahrelang.

Wer Auschwitz gesehen hat, der bekommt einen Begriff davon, was Grauen bedeutet, der kann sich eine Vorstellung machen davon, was es heißt, daß Tausende und aber Tausende von Menschen systematisch umgebracht wurden. Der bekommt eine Ahnung von der Unmenschlichkeit eines Regimes und dessen wahnsinniger Ideologie. Er wird sich hundertmal die Fragen stellen, wie so etwas geschehen konnte, wie Menschen solche Taten ausführen konnten. Er wird versuchen, das Ausmaß der politischen Verblendung zu begreifen, das die Voraussetzungen für Auschwitz erst geschaffen hat. Er wird fragen, wie ein ganzes Volk begeistert sein konnte – oder zumindest geschwiegen hat.

Wer im Jahre 1966 Auschwitz gesehen hat, der wird unwillkürlich an Vietnam denken müssen und die Frage stellen, ob hier nicht schon wieder schweigend hingenommen wird. Und er wird zutiefst erschrocken sein, wenn er zurückkommt in die Bundesrepublik und das Ergebnis einer Landtagswahl erfährt.

Willi

Ferne Insel Island

Schon Wochen vorher hatten wir uns Bücher und Reisebeschreibungen über die „ferne Insel Island“ besorgt, um uns mit einigen Besonderheiten dieses Landes vertraut zu machen. Auf einem Vorbereitungslehrgang wurde uns in einem Vortrag mit Hilfe von Diapositiven noch einmal vor Augen geführt, was uns dort erwarten würde.

Am 24. 6. 1966 traten 19 Mitglieder der Gewerkschaftsjugend des DGB-Landesbezirk Nordmark als Delegation die Reise nach Island an. Für die meisten war die fünftägige Seereise von Kopenhagen nach Reykjavik ein Erlebnis, denn viele von uns waren bisher noch nie so lange auf See gewesen.

In der ersten Woche unseres Aufenthaltes auf Island besichtigten wir die Museen und einige Fabriken. Vorträge über Land und Leute sowie die Aufgaben der Gewerkschaften und der politischen Parteien standen weiter auf dem Programm. Für uns waren die Vorträge über die Ar-

beit der isländischen Gewerkschaften natürlich von besonderem Interesse, denn niemand hatte vorher etwas darüber gehört. Das Prinzip der Industriegewerkschaften ist auf Island nicht bekannt, da es etwa 160 Einzelgewerkschaften gibt, wurde aber von den Isländern in der Diskussion als ein Ziel ihrer Arbeit gesehen, da sie wiederholt gehört hatten, daß man gerade in der Bundesrepublik mit dem Prinzip der Industriegewerkschaften gute Erfahrungen gemacht hat.

Bei den Betriebsbesichtigungen gab man uns die Möglichkeit, mit den Arbeitnehmern zu sprechen, was trotz der Sprachschwierigkeiten in vielen Fällen zu interessanten Diskussionen führte; so war es für uns sehr ungewohnt zu sehen, daß Schüler in den Ferien an Arbeitsplätzen stehen, die normalerweise von Erwachsenen belegt sind und dort täglich länger arbeiten, als es in Deutschland nach dem Gesetz erlaubt ist, aber auch die Arbeitszeiten der Erwachsenen sind wesentlich

höher als es bei uns der Fall ist, obwohl die tarifliche Arbeitszeit ähnlich der unsrigen ist.

Als ein Erlebnis besonderer Art kann die Fahrt in den Norden Islands bezeichnet werden, wo wir als Gäste der Lehrlingsgewerkschaft zu einem Sommertreffen eingeladen waren. Auch hier erfuhren wir, daß es etwas gab, was uns bisher nicht bekannt war, denn in keinem anderen Land kennt man eine eigene Gewerkschaft für Lehrlinge, die jährlich ihren Präsidenten wählen und in allen Tarifabschlüssen ein Mitspracherecht haben. Die Fahrt durch den Süden führte uns an die Sehenswürdigkeiten Islands. Hier sahen wir zum erstenmal die tätigen Geiser und die brodelnde, kochende Erde in Thingvellir, standen an den Stätten des alten isländischen Parlaments, das bereits 943 tagte. Vorbei ging es an erkalten Vulkanen durch die Einöde auf den nur aus Lava bestehenden Wegen. In Landmännalagar stiegen wir dann in die

berühmten heißen Quellen und vergaßen die Anstrengungen des einstündigen Fußmarsches, den wir auf uns nehmen mußten, da unser Bus in dem unwegsamen Gelände steckengeblieben war.

Sowohl der deutsche Botschafter als auch der isländische Sozialminister, deren Gäste wir waren, begrüßten unser Vorhaben, mit der isländischen Gewerkschaftsjugend die bestehenden Kontakte weiter auszubauen, und sagten uns ihre Unterstützung zu. Nach 16 Tagen Aufenthalt auf einer Insel, die durch ihre Schönheit und Eigenart wohl unvergleichlich ist, gingen wir alle mit einem tränenden Auge wieder an Bord unseres Schiffes, nicht jedoch, um uns vorher mit einem „Bless“ (auf isländisch Auf Wiedersehen) im nächsten Jahr und einem herzlichen Dankeschön von unseren isländischen Freunden, denn die sind wir in dieser Zeit geworden, zu verabschieden.

Jürgen Zühlsdorf

Mit dem Putsch der Generale

begann 1936 der Todeskampf der spanischen Demokratie – mit dem Angriff der deutschen Legion Condor auf Guernica vergrößerte sich das unermessliche Leid des spanischen Volkes.

Der Sieg General Francos über die Republik im Frühjahr 1939 brachte kein Ende des Schreckens und des Terrors. Franco ließ Hunderttausende spanischer Demokraten ermorden, foltern, einsperren. Noch heute sitzen viele von ihnen hinter Kerkermauern. Noch heute werden Gegner des Regimes – Studenten, Professoren, Gewerkschaftler – verurteilt, wenn sie mehr soziale Gerechtigkeit fordern oder demokratische Freiheiten, wie sie bei uns selbstverständlich sind.

Für hunderttausend spanisch-demokratische Flüchtlinge bedeutet das faschistische Regime lebenslanges Exil. Vor fast dreißig Jahren sind sie über die Pyrenäen vor der Rache Francos nach Südfrankreich geflohen. Ein Zurück gibt es für sie nicht mehr. Die meisten Jungen haben im Laufe der Zeit Arbeit gefunden. Nicht aber die Alten und Kranken. Ihr Leben in Freiheit ist ein Leben in materieller Not. Ihnen fehlt es am Lebensnotwendigsten: an Kleidung, an Möbeln, an warmen Decken, an Heizmaterial für den Winter. So wie Benito R. geht es vielen. Er ist heute achtzig Jahre alt. Während des Krieges war er fünf Jahre lang in deutschen Konzentrationslagern. Seit Jahren ist er krank und hilflos. Ich habe 72 Mark im Monat zum Leben, schreibt er, wenn der Winter wieder so kalt wird, werde ich es nicht sehr warm haben. Sein Beispiel steht für Tausende. Die Mindestrenten in Frankreich wurden zwar auf 20 Mark erhöht, das Existenzminimum – 300 Mark im Monat – erreichen sie damit aber noch lange nicht.

Diese Menschen brauchen unsere Hilfe – noch heute. Für manchen könnte es morgen zu spät sein.

Deutsches Komitee zur Hilfe für demokratische spanische Flüchtlinge e.V.

2000 Hamburg 6, Moorkamp 5, Ruf 40 42 73

sind Name und Anschrift einer Vereinigung, die mittellose demokratisch gesinnte Spanier unterstützt. Die Mitglieder des Komitees setzen sich leidenschaftlich für die Verwirklichung demokratischer Lebensformen ein und haben sich ehrenamtlich zu dieser Arbeit zusammengefunden. Sie können ihnen bei dieser selbstgewählten Aufgabe helfen, indem Sie

eine Geldspende

auf eines der folgenden Konten überweisen:

Bank für Gemeinwirtschaft in Hamburg, Konto 61 556

Deutsche Bank in Hamburg, Konto 2/01 467

Postscheckkonto Hamburg 175 08.

Das Komitee ist auch für kleinste Beträge dankbar, jede Mark lindert die Not. Selbstverständlich erhalten Sie vom Komitee für das Finanzamt eine Bescheinigung über den gespendeten Betrag, denn Ihre Spende ist von der Steuer abzusetzen. Sollten Sie von der beiliegenden Zahlkarte Gebrauch machen, so gilt der Einlieferungsschein als Beleg für das Finanzamt.

eine Patenschaft übernehmen

Das ist bereits für nur 25 DM im Monat möglich. Sie können mit Ihren Paten unmittelbar in Verbindung treten. Wir nennen Ihnen auf Ihre Bitte eine Anschrift. Wir übernehmen jedoch die Patenschaft auch stellvertretend für Sie. Dann müßten Sie uns den entsprechenden Betrag für ein oder mindestens für ein halbes Jahr überweisen. Teilpatenschaften für monatlich 5 oder 10 DM sind ebenfalls möglich, da wir mehrere Teilpatenschaften dann zu einer vollen Patenschaft zusammenfügen.



PABLO PICASSO

Guernica 1937

Pablo Casals

Salvador de Madariago

Ehrenpräsidenten

Peter Blachstein, MdB

Vorsitzender

Oswald Paulig

Schatzmeister

Senator Heinz Ruhnau

Schriftführer

Senator Irma Keilhack

Dr. Elsbeth Weichmann

Beisitzer

Gert Eggert

Max Naumann

Revisoren

Unseren Appell an die Hilfsbereitschaft

der Deutschen unterstützten in den vergangenen Jahren hervorragende Frauen und Männer:

Luise Albertz — Prof. Hannah Arend — Willy Brandt — Dr. h. c. Max Brauer — Otto Brenner — Albert Camus † — Pablo Casals — Herbert Dau — Fritz Erler — Wilhelm Gefeller — Dr. Dr. Gustav Heinemann — Waldemar von Knoeringen — Adolph Kummernuss — Georg Leber — Annemarie Mevissen — Dr. Paul Nevermann — Ludwig Rosenberg — Prof. Dr. Carlo Schmid — Philipp Seibert — Herbert Wehner.

Wir danken allen,

die mit ihrer Spende bisher schon geholfen haben. Wir bitten Sie und alle, die von unserem Aufruf zum ersten Male hören, die spanischen Opfer des Faschismus auch künftig nicht im Stich zu lassen.

Ihre Spende kommt den Flüchtlingen wirklich zugute. Das deutsche Komitee, das mit ähnlichen Organisationen in den Vereinigten Staaten, Frankreich, Großbritannien, Norwegen, Schweden und der Schweiz eng zusammenarbeitet, hat weder ein eigenes Büro noch ein eigenes Telefon, und es arbeitet mit den denkbar geringsten Unkosten.

...denn sie müssen gebildet sein

Erklärung zu den Grundsätzen des Deutschen Gewerkschaftsbundes zum Bildungsurlaub

Die politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung unserer Gesellschaft, die mehr und mehr durch Wissenschaft und Technik bestimmt wird, erfordert eine Bildung, die über die traditionelle Schulbildung hinausgeht. Der Erwachsene muß sich bis ins hohe Alter fortwährend weiterbilden, um als Mensch und Staatsbürger in den vielfältigen Aufgaben und Verantwortungen der modernen Gesellschaft bestehen zu können.

In der Erkenntnis dieser Entwicklung fordert der Deutsche Gewerkschaftsbund in seinem Grundsatzprogramm und in seinem Aktionsprogramm den bezahlten Bildungsurlaub. - Von den Bildungserfordernissen unserer Zeit ist im besonderen der in abhängiger Arbeit stehende Mensch betroffen, der nur die Alternative hat, seine der Erholung vorbehaltene Freizeit zu opfern oder auf seine Weiterbildung zu verzichten. So stellt sich die Forderung des Deutschen Gewerkschaftsbundes nach bezahltem Bildungsurlaub nicht nur aus der Verantwortung gegenüber der Arbeitnehmerschaft in der Bundesrepublik Deutschland, sondern auch als eine grundsätzliche Forderung, die sich aus dem Sozialstaatsgedanken des Grundgesetzes herleitet.

Der DGB verweist darauf, daß die Notwendigkeit eines bezahlten Bildungsurlaubs für die Arbeitnehmer zunehmend erkannt wird, wie die auf der Europäischen Erwachsenenbildungskonferenz der UNESCO 1962 in Hamburg, auf der 13. UNESCO-Generalkonferenz 1964 in Paris und auf der 49. Internationalen Arbeitskonferenz 1965 in Genf verabschiedeten Resolutionen zum Bildungsurlaub bestätigen.

Der DGB vertritt über Ausmaß der Kosten und Belastungen durch den Bildungsurlaub die Meinung, daß die Zustimmung zu dieser Forderung auch von der Einsichtigkeit und Einsicht der Verantwortlichen in die Entwicklung des Arbeitsmarktes und der Gesamtwirtschaft abhängt. In diesem Zusammenhang verweist er auf das Gutachten des Sachverständigenrates zur gesamtwirtschaftlichen Entwicklung 1965/66 Punkt 275, in dem der Bildungsurlaub aus diesen Gründen empfohlen wird.

Der DGB versteht unter bezahltem Bildungsurlaub die Freistellung von Arbeitnehmern zur Teilnahme an Veranstaltungen der politischen und beruflichen Bildung unter Fortzahlung des Arbeitsentgeltes.

Unabhängige Begriffsmerkmale sind: daß ein Rechtsanspruch gegeben ist; daß er an die Teilnahme von Bil-



dingsveranstaltungen gebunden ist; daß er unter Fortzahlung des Arbeitsentgeltes gewährt wird; daß das Arbeitsverhältnis unberührt bleibt.

Der DGB gibt tarifvertraglichen Vereinbarungen den Vorzug. Da sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die Arbeitgeberverbände weigern, tarifvertraglichen Regelungen zuzustimmen, müssen wir eine gesetzliche Regelung anstreben.

Von gesetzlichen Regelungen erwartet der DGB jedoch, daß sie den Grundsätzen der Tarifautonomie entsprechen und eine die besonderen Gegebenheiten und Bedingungen der einzelnen Tarifbereiche berücksichtigende Gestaltung des Bildungsurlaubs in tarifvertraglichen Vereinbarungen ermöglichen.

Durch den Bildungsurlaub soll der Arbeitnehmer für die Teilnahme an Bildungsveranstaltungen freigestellt

werden, die nach Gesichtspunkten der Erwachsenenbildung geplant, vorbereitet und durchgeführt werden. Damit setzen Zweck und Aufgabe des Bildungsurlaubs ein Mindestmaß für seine Dauer. Auszugehen ist von einer Mindestdauer, die den Besuch mehrwöchiger Bildungsveranstaltungen ermöglicht. Dementsprechend ist die Gewährung des Bildungsurlaubs an Veranstaltungen von einer einwöchigen Mindestdauer gebunden.

Voraussetzung für eine bezahlte Freistellung ist ferner, daß die Einrichtungen der Jugend- und Erwachsenenbildung, die neben den Arbeitnehmerorganisationen solche Veranstaltungen durchführen, auf den Gebieten, die zur Inanspruchnahme des Bildungsurlaubs berechtigen, eine verantwortliche Bildungsarbeit gewährleisten und auf Grund dessen anerkannt sind.

Die Bildung des einzelnen ist nicht nur seine persönliche Angelegenheit, sie liegt im gesamtgesellschaftlichen Interesse. Deshalb ist der Deutsche Gewerkschaftsbund der Auffassung, daß die von ihm erhobene Forderung auf bezahlten Bildungsurlaub auch eine Leistungsverpflichtung des Staates begründet.

Jeder Arbeitnehmer muß die Möglichkeit haben, seinen Anspruch auf Bildungsurlaub wahrnehmen zu können. Insbesondere dürfen in Klein- und Mittelbetrieben beschäftigte Arbeitnehmer nicht benachteiligt sein. Es ist darum vor allem Aufgabe des Gesetzgebers, dafür Sorge zu tragen, daß einer Verwirklichung des Urlaubsanspruchs entgegenstehende Gründe ausgeräumt werden.

Düsseldorf, im November 1966

Grundsätze des Deutschen Gewerkschaftsbundes zum Bildungsurlaub

I.

Jeder Arbeitnehmer hat Anspruch auf Bildungsurlaub. – Arbeitnehmer sind im Sinne des Grundsatzprogramms des DGB Arbeiter, Angestellte und Beamte.

II.

Bildungsurlaub ist die Freistellung von Arbeitnehmern zur Teilnahme an Veranstaltungen der politischen Bildung und der beruflichen Fort- und Weiterbildung unter Fortzahlung des vollen Arbeitsentgeltes. Eine Anrechnung auf den Erholungsurlaub ist nicht zulässig.

III.

1. Bildungsurlaub ist zu gewähren für:

- a) Veranstaltungen der politischen Bildung, die auf der Grundlage sachlichen Wissens zum politischen Denken und Handeln führen, im besonderen für Bildungsmaßnahmen, die zur Ausübung verantwortlicher gesellschaftlicher Funktionen befähigen;
- b) Veranstaltungen zur beruflichen Fort- und Weiterbildung;
- c) Fortbildungsmaßnahmen von Mitarbeitern der Erwachsenenbildung.

2. Bildungsveranstaltungen gemäß Abs. a)–c) sind Lehrgänge, Seminare, Arbeitstagungen und ähnliche Veranstaltungen.

IV.

Die Gewährung von Bildungsurlaub setzt voraus, daß die unter III. genannten Veranstaltungen von anerkannten Trägern der Jugend- und Erwachsenenbildung durchgeführt werden. Als solche gelten Bildungseinrichtungen der Gebietskörperschaften, der Kirchen, der Arbeitnehmer- und Arbeitgeberorganisationen sowie Bildungseinrichtungen, die von dem Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung im Einvernehmen mit den Kultusministern der Länder zu diesem Zweck anerkannt werden.

V.

1. Die Dauer des Bildungsurlaubs hat jährlich 10 Arbeitstage zu betragen. Wird regelmäßig an mehr als 5 Tagen in der Woche gearbeitet, so beträgt die Urlaubsdauer 12 Werkstage.
2. Der Anspruch auf Bildungsurlaub entsteht erstmalig nach einem 6monatigen Bestehen des Arbeitsverhältnisses.
3. Der Anspruch auf Bildungsurlaub kann nur für die Teilnahme an Bildungsveranstaltungen geltend gemacht werden, die eine Dauer von mindestens 5 Tagen haben.

VI.

1. Der Bildungsurlaub ist während des laufenden Kalenderjahres zu gewähren.

2. Zur Teilnahme an länger dauernden Bildungsveranstaltungen ist eine Übertragung auf das folgende Jahr möglich.

VII.

1. Die Inanspruchnahme und die zeitliche Lage des Bildungsurlaubs sind dem Arbeitgeber so frühzeitig wie möglich anzukündigen.

2. Der Bildungsurlaub kann nur dann nicht in der vom Arbeitnehmer bestimmten Zeit genommen werden, wenn außergewöhnliche Belange des Betriebes oder Urlaubswünsche anderer Arbeitnehmer, die unter sozialen Gesichtspunkten den Vorrang verdienen, entgegenstehen.

3. Auf Verlangen des Arbeitgebers sind die Anmeldung zur Bildungsveranstaltung und die Teilnahme an dieser nachzuweisen.

VIII.

Erkrankt ein Arbeitnehmer während des Bildungsurlaubs, so werden die durch ärztliches Zeugnis nachgewiesenen Tage der Arbeitsunfähigkeit auf den Bildungsurlaub nicht angerechnet, es sei denn, daß durch die Erkrankung die Teilnahme an der Bildungsveranstaltung nicht beeinträchtigt wurde.

IX.

1. Arbeitnehmer, die ihren Bildungsurlaub nehmen, dürfen nicht benachteiligt werden.

2. Das für die Zeit des Bildungsurlaubs fortzuzahlende Arbeitsentgelt bemißt sich nach dem durch-

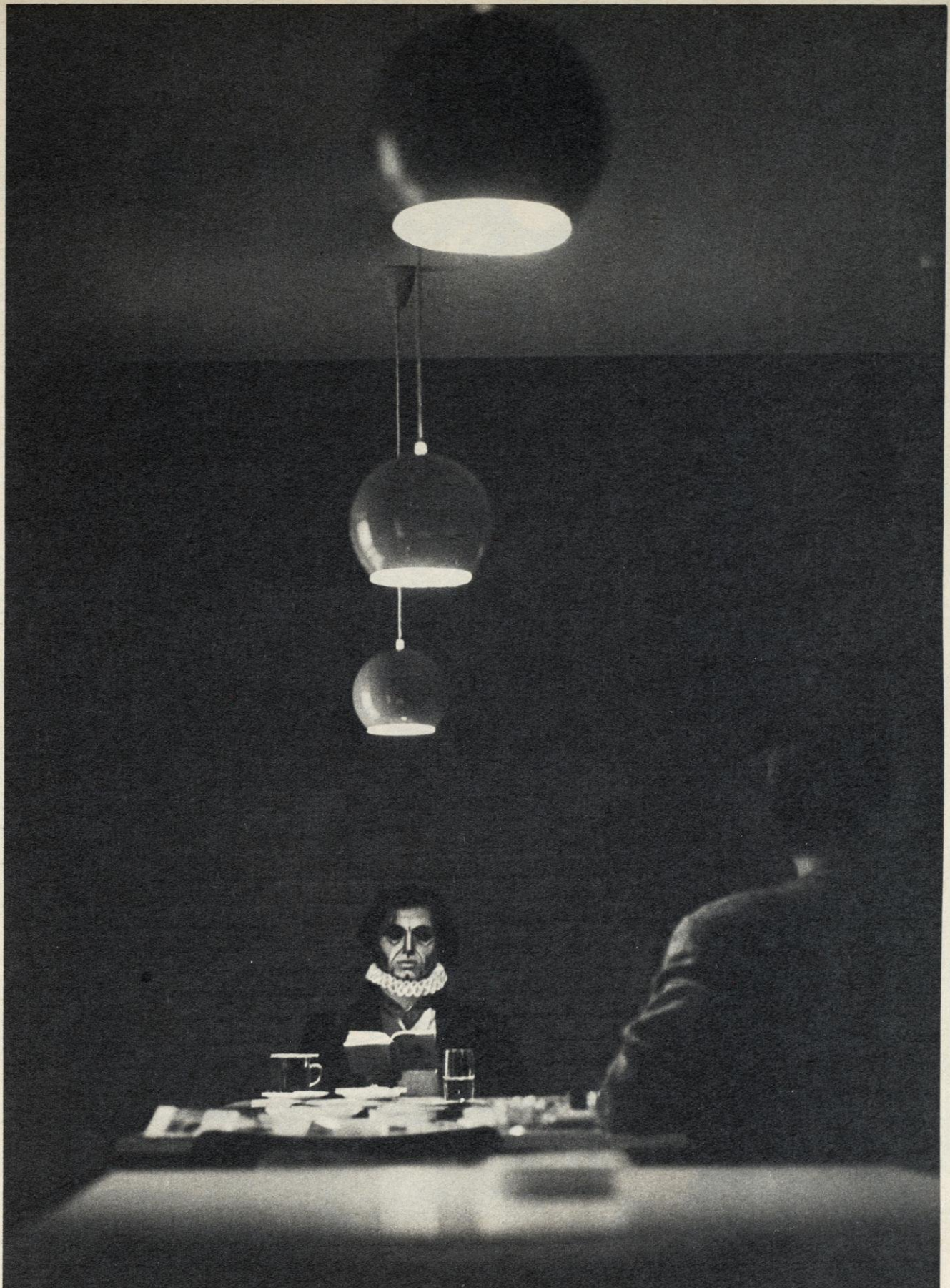
schnittlichen Arbeitsverdienst, den der Arbeitnehmer in den letzten 13 Wochen vor Antritt des Urlaubs erhalten hat. Das Arbeitsentgelt ist vor Antritt des Bildungsurlaubs auszuzahlen.

3. Bei Verdiensterhöhungen, die während des Berechnungszeitraumes oder des Bildungsurlaubs erfolgen, ist von dem erhöhten Verdienst auszugehen. Verdienstkürzungen, die im Berechnungszeitraum infolge von Kurzarbeit, Arbeitsausfällen oder unverschuldeten Arbeitsversäumnissen eintreten, bleiben für die Berechnung des fortzuzahlenden Arbeitsentgeltes außer Betracht.

X.

Während des Bildungsurlaubs darf eine Erwerbstätigkeit nicht ausgeübt werden.

Fotos: (oben) Werner Schloske
(links) Leonard Freed





Otto Pankok gestorben

1893 - 1966

Als die Menschen nach den Diktatur- und Kriegsjahren wieder frei atmen konnten, auch wenn sie wenig zu essen und noch weniger anzuziehen hatten, als es noch wenig Publikationen gab, erschien ein Bildband, der auf viele, die sich jahrelang nach einer echten Sprache gesehnt hatten, faszinierend wirkte. Dies Buch trägt den Titel „Zigeuner“. Der Text und die nahezu 150 Bilder stammen von Otto Pankok, der Düsseldorf der Drei-Eulen-Verlag seiner Frau, Hulda Pankok, brachte es heraus, die Einleitung besorgte Rudolf Schröder. Auf der ersten Buchseite stand als Motto wie ein Freudenschrei Beethovens Ausspruch „Freiheit!!! Was will man mehr??“

Wer die ersten Jahre nach dem Zusammenbruch des Hitlerreiches und die zwölf Jahre davor nicht miterlebt hat, wird diese Freude vielleicht schwerer verstehen können. Aber er wird auch heute, nach den fast 20 Jahren, spüren, welche Kraft von den packenden Bildern aus-

geht, und wie die Worte Pankoks ebenfalls nichts von ihrer Wirkung eingebüßt haben. Ja, ich möchte meinen, daß gerade heute nach den satten Jahren, nach dem deutschen Bürokratismus und während des neuerlichen, wenn auch mit der Nazizeit nicht vergleichbaren politischen Niedergangs die „Zigeuner“ Pankoks, und nicht nur diese Bilder, sondern auch seine „Passion“, seine „Räuber vom Liang Schan Moor“, seine Gettozeichnungen, seine Ernte aus Spanien und Jugoslawien und vieles andere aus seinem grafischen Werk wieder zur brennenden Aktualität geworden sind.

„Diese Bilder“, so beginnt Pankok, „sollen ein Gruß sein an die freien Menschen, an die, die verbannt und erniedrigt wurden und heimkehren, an die, die gefangen wurden und nun aus dunklen Kerkern zurückkommen und wieder die Mittagssonne fühlen auf ihrer Haut und den Regen schmecken, die nun wieder den Wind um ihren Leib wehen fühlen, an sie,

die aus den Trümmern und von den Leichenfeldern Europas sich erheben und wieder aufblicken in den sternbesäten Himmel.

Ich wende mich an die wenigen, die noch leben und nie vergaßen, was Freiheit ist, denen kein Knebel im Munde steckt und die dem Leben ins Gesicht sehen und alles wegwerfen für die Stunde der Freiheit.

Ihr anderen aber, die ihr den Zwang auf Körper und Seele nicht hassen könnt wie den brennenden Teufel, schlagt zu das Buch, denn euch kann ich nichts erzählen von den Zigeunern ...“

Das war vor fast zwanzig Jahren. Brauchen wir heute keinen Sprecher mehr, der von der Bühne, mit dem Zeichenstift oder dem Bildhauerwerkzeug, von der Kanzel und in der Fabrik von der Freiheit kündigt und die Tyrannei entlarvt?

Dem Künstler Otto Pankok sind Feder, Kohlestift und Holzschneidemeser aus der Hand genommen. Der 73jährige ruht auf dem Dorffriedhof in Drevack am Niederrhein.

Schön sind seine Menschen nicht, sie haben nichts von Hollywood-Idealen an sich, nichts von antik-griechischen Statuen. Sie sind, wie sie wirklich sind, allerdings so in eine künstlerische Sprache umgeformt, daß wir das Wesentliche begreifen. Pankoks gezeichnete oder in Holz geschnittene Menschen mögen zunächst elend und von Gott verhöhnt aussehen. Aber durch seine intensiven Schilderungen bewegt uns der Künstler, appelliert er an unser Mitgefühl und an unsere Vernunft. Es sind meistens leidende, darbende Wesen – Juden, Zigeuner, Arme, gleich ob es sich um Menschen handelt, die einst unter der Diktatur gelitten haben oder auf dieser oder jener Seite des Eisernen Vorhangs wohnen. Pankok lebte eine Zeitlang in Spanien, nicht beim Staatschef Franco, sondern bei den armen Bauern; und er war in Jugoslawien – nicht beim Staatschef Tito, sondern bei den Eseltreibern und Arbeitern in Montenegro, in Mazedonien, in Dalmatien.

Der Professor an der Düsseldorfer Kunstakademie hat die Einladungen aus Warschau, wo er mit seinen Kollegen von drüben ausgestellt hat, und aus Ost-Berlin angenommen, weil er der Überzeugung war, daß man den menschlichen Kontakt auch unter verschiedenen Regimen weiterpflegen müsse, um nicht wieder im Chaos zu enden. Die Berufung an die Kunstakademie in Ost-Berlin, wo man einen so prominenten Künstler, gediegenen Erzieher und Menschen gerne für seine Ziele einspannen konnte, hat er freilich abgelehnt: er wollte – einst und jetzt – keiner Diktatur dienen.

Auf einem seiner Holzschnitte sehen wir Christus, wie er ein Gewehr zerbricht. Das Bild spricht auch ohne Text und wendet sich eindrucksvoll an alle, vornehmlich an jene, die das Unheil des Krieges noch kennen müßten. So wird Pankoks Christentum, das sich von mancher Kirche absondert, aktuell – genau wie seine künstlerische Sprache, obwohl sie nicht mit den herrschenden Stilen, der abstrakten Kunst, der Pop Art oder dem Surrealismus, im Einklang steht.

Es gibt einen anderen Holzschnitt Pankoks, Bild und Text wie in alten Büchern zusammengefügt: ein Mann schlägt ein Tier mit einem Knüppel, und Christus daneben mit beschwörender Geste. Der Text hierzu lautet: „Mensch, was schlägst du dein Tier? Wehe euch, die ihr nicht hört, wie es zum Schöpfer im Himmel klagt und um Erbarmen schreit!“ So geht das Mitgefühl des Künstlers nicht



Szene in Polen: Die Henker kommen



Eins der letzten Bilder von Pankok ist dem leidenden Volk von Vietnam gewidmet.

Osteuropäischer Jude ▶



nur zu den Menschen, sondern auch zu den Tieren, zu allen Kreaturen. Welches echte Herz hatte Pankok, der eigentlich seiner angeborenen Würde oder vielleicht auch seines großen Bartes wegen auf mich nie jung gewirkt hat, auch für die Jugend. Stellen wir neben seine Bilder zum Schluß ein Wort aus seiner Rede, die er nach dem Kriege an seine Studenten gerichtet hat: „... Alle Probleme der letzten 40 Jahre sind wieder aktuell und werden aufs neue zur Diskussion gestellt, nachdem sie den Jüngeren zwölf Jahre von den Robotern und Banausen vorenthalten wurden. Damit aber Neues aus den Ruinen sich erhebe, müssen wir dieser Jugend drei Dinge wünschen: FREUDE, FRIEDE und FREIHEIT. Und sei es zunächst: etwas Freude, etwas Friede, etwas Freiheit, ein Etwas, das wachsen möge bis ins menschenwürdige Maß. Das Tragische, ach, es kommt von selbst. So muß man die allgemeine Lage in der Malerei von heute

sehen. Persönlichkeiten aber, das sei unser Trost, werden ihren Weg immer in Freiheit finden, durch Arbeit und durch Laune, durch qualvolle Mühen und durch luftige Improvisation. Noch ist die Zeit verkrampft und verstockt, und die Menschen sind geblendet und taumelig vor Schrecken und den wilden unverdaulichen Ereignissen, und so hat es die Kunst als Ganzes schwer, natürlich zu wachsen, Freude zu verbreiten und Licht scheinen zu lassen in die ungeheuerliche Dunkelheit dieser Tage. Und doch gibt es keine vollkommen finstere Nacht. Immer flimmert ein kleiner Stern, und wird auch er durch eine Wolke verdunkelt, so gaukeln uns unsere Sinne immer noch den Schimmer eines Lichtes vor die Augen. Und sollte auch dieser letzte Schein noch vergehen, so bliebe uns doch noch die Hoffnung auf den Aufgang des Mondes und das Erwachen eines neuen Tages.“

Günther Ott

Silone, Hasek und Vierzeiler

Unter dem Titel „Notausgang“ vereinigt Ignazio Silone Beiträge aus den zwei Bereichen seines Schaffens, dem literarischen und dem publizistischen, epische Darstellungen und Beobachtungen aus der autobiographischen „Fontamara“-Welt armer süditalienischer Bauern und zeitgeschichtliche, soziologische Aufsätze aus dem Blickwinkel des abtrünnigen Revolutionärs. Silone trennte sich als Spitzenfunktionär 1931 von der KPI, und die Probleme dieser Abkehr schlagen sich auch in diesem Buch nieder. Der Essay „Notausgang“ ist eine erweiterte Fassung seines früheren Beitrages in dem berühmt gewordenen Sammelband „Ein Gott, der keiner war“, in dem prominente ehemalige Kommunisten wie Koestler, Gidè, Wright, Spender die Gründe für ihren politischen Wandel darlegten.

Silone, der sich bereits als Gymnasiast der sozialistischen Bewegung anschloß und 1921 die Sozialistische Jugend in die KPI überführte, zog aus der Doppelglosigkeit von privater und öffentlicher Moral, die er in seiner Jugend erlebte, früh die Konsequenzen. Nicht allein das Elend armer Abruzzenbauern beunruhigte sein Gewissen; ihn empörte die Trennung einer abstrakt in Schule und Kirche verkündeten Moral, die sich in der Gesellschaft in Lüge und Korruption verwandelte. Seine Beispiele für die damalige Situation in Süditalien sind dafür bezeichnend. Von besonderer Bedeutung für den deutschen Leser sind die persönlichen Erinnerungen an Moskauer Kominternkongresse. Der damalige deutsche KP-Boß Thälmann plädierte als Sprecher gegen Trotzki auf Grund einer Publikation, die er überhaupt nicht gelesen hatte. Die Unterdrückung aller nichtrussischen Kräfte und die wachsende Intoleranz der Moskauer Zentrale werden hier von einem der wenigen Augenzeugen festgehalten. „Die Situation der Ehemaligen“, ein Vortrag von 1942 und „Die Wahl der Gefährten“, in der zugleich eine Definition des modernen Nihilismus versucht wird, umreißen seine Position. Die Chance des demokratischen Sozialismus sieht er in der Abkehr von Theorien und angeblich wissenschaftlichen Lehren.

Mehrere Artikel über die moderne Wohlstandsgesellschaft zeigen seine unvoreingenommene und unorthodoxe Haltung, die auch unliebsame Wahrheiten enthalten, so die Rentenmentalität und die Bettlerrolle weiter Kreise gegenüber dem Staat. Bezeichnend für den Wandlungsprozeß im allgemeinen Bewußtsein ist die Einschätzung der Armut heute, die vielfach bereits als Schande empfunden wird. Silone beschäftigt sich mit Symptomen der Industriegesellschaft, dem Ideal von Produktion und Konsum auf Kosten des geistigen Lebens und der Ablösung des Rechtes auf Besitz vom Recht auf Benutzung. Die Verwandlung des Überflüssigen in etwas Notwendiges geht parallel mit einem Überdruß am Erreichten, dem zu entgehen vielleicht noch stärkere Verstrickungen mit sich bringt, nämlich die Gefahr, Opfer eines maßlosen Ehrgeizes zu werden. Für Silone ist der Fortschritt keine Größe an sich, er muß an der Freiheit des Menschen gemessen werden. Von welcher großen Bedeutung die Verwirklichung der Wohlstandsgesellschaft sein wird, prophezeit Silone für die Sowjetunion, wo vermutlich der Triumph der Ideologie mit deren Auslöschung zusammenfällt. Schade ist nur, daß der Verlag es versäumte, Entstehungsdaten und Veröffentlichungen der einzelnen Beiträge zu erwähnen, beim Range des Autors wohl kein unbilliger Wunsch. Ignazio Silone ist frei von jenem „Pharisäertum in allen Bekenntnissen oder



Foto: Leonard Freed

bleibendem Schuldgefühl, Grummeln und Klagen der verlorenen Söhne“, von dem Gustav Regler einmal in einem Brief an den Verfasser dieser Zeilen schrieb. Silone erkundet immer wieder von neuem die Stellung des heutigen Menschen, eingedenk der Forderung Simone Weils, den „Standort zu wechseln wie die Gerechtigkeit, die nie im Lager der Sieger verweilt“.

Jaroslav Hasek hat sich mit seinen heiteren Geschichten abrackern müssen, denn die Honorare waren knapp bemessen. Aber er hat den an Hase und Igel mahnenden Wettlauf zwischen heiteren Einfällen und schäbigem Zeilenhonorar doch zu seinen Gunsten entschieden, ist er doch nicht verhungert, nur des öfteren in der Prager Altstadt versumpft. Neben seinem großen Roman über den Soldaten Schwejk schrieb er Geschichten aus dem Alltag für den Alltag. Eine Sammlung von Grotesken sind unter dem nicht von ihm stammenden Titel „Handbuch für Lebenskünstler“ erschienen. Hier brilliert Hasek, der heitere Revolutionär, mit verrückten Einfällen, unwahrscheinlichen Begebenheiten. Da führen zwei Spezies einen mit Kölnisch Wasser präparierten Hai vor. Doch wegen des ungeheuren Gestankes ist die Karriere als Schausteller bald beendet, der Kadaver wird auf Gemeindegeldern verscharrt. Da der Snobismus der selbsternannten High Society heute noch größer ist als damals, ist Haseks Dialog aus dem Salon einer Literaturfreundin ungemein aktuell. Er ist als Gesellschaftsspiel zu verwenden. Man empfehle sich als Besitzer einer persischen Ausgabe der Gedichte von Hafis in Menschenhaut. Auf die Frage, ob man den ganzen Goethe kenne, ant-

worte man ohne Zögern: „Vom Scheitel bis zur Sohle, er wohnt in der Karmelitergasse.“ Ungeratene und tierliebende Söhne spielen ebenso eine Rolle wie das bedauernswerte Opfer eines Zuges, das Silberplatte im Schädel, Schweinsniere in den Eingeweiden, in Österreich verzollt muß. Im Nachwort wird gesagt, wir wissen wenig über Hasek. Das stimmt aber nicht. Inzwischen ist nämlich in einem streng wissenschaftlichen Verlag eine ernsthafte Biographie des Humoristen und Galgenvogels erschienen!

Der Vierzeiler scheint schon so lange bei uns ausgestorben, daß wir sein Ableben gar nicht bemerkt haben. Doch an Hand eines kleinen Bändchens können wir die erfreuliche Feststellung machen, daß ein Mann in reiferen Jahren, Richard Drews, den totgeglaubten Vierzeiler wachgekitzelt hat, so wie Erich Kästner vor Jahren das ranghöhere Epigramm. Als Wortdreher, -verdrehler, -spieler, Reimschüttler und gelegentlicher Blödeler hat sich Drews ans Versebosseln und Verseschmieden gemacht, mal als Grobschmied mit dem schweren Hammer, mal als Kunstschmied mit dem leichten Hämmerlein. Einer seiner besten Vierzeiler lautet:

Schlechter Start

Nachdem er in das Leben trat,
Trat selbiges ihn wieder;
Es trat ihn sogar nieder,
Obgleich er gar nicht darum bat.

Drews beschäftigt sich mit Themen des Tages, Angebern, Snobs, Weihnachtsmännern ohne Bart, Kriechern, Duckmäusern und betrachtet den Alltag mit orientalischer Gelassenheit:

Kuckuck

Als ein Beamter kam zwecks Pfändung,
Da sprach der große Publizist:
Nun nimmt mein Leben eine Wendung,
Die keine Redewendung ist.

Und den hochgestochenen Literaturdilettanten nimmt unser Versathlet folgendermaßen auf den Arm:

Sonderbarer Eiliger

Er klomm an einer Rilke hoch
Und hatte es sehr eilig,
So daß ich ihn herunterzog,
Der Baum ist schließlich heilig.

Politik sieht Drews als Selbsterkenntnis auf dem Wege zur Besserung an.

Wie einst im Mai

Hinunter in die Katakomben,
Genau wie einst die ersten Christen,
Zum Schutz vorm Hagel jener Bomben,
Mit denen sich die letzten brüsten.

Und auf der gleichen schiefen politischen Ebene liegt die „Generalprobe“, die den Hinweis auf einen originellen Band mit Vierzeilern beenden möge:

Das Abendland geht noch nicht unter,
Es denkt nicht dran, i wo;
Es geht zunächst nur ziemlich munter
Zur Probe unter sein Niveau.

Horst Hartmann

Besprochene Bücher:
Ignazio Silone „Notausgang“, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Jaroslav Hasek „Handbuch für Lebenskünstler“, Deutscher Taschenbuchverlag, München
Richard Drews „Der Zeit auf den Versen“, Verlag J. P. Peter, Gebr. Holstein, Rothenburg-Tauber

Charlies Pech

Erzählung aus Australien von Myra Morris

Die Noonans wohnten am äußeren Ende der Siedlung. Das Haus, das ein kleiner Wald von dunkelgrünen Orangenbäumen von der Straße her verbarg, war eng und winkelig. Gewöhnlich hingen ein paar Stücke Sackleinwand herum, die einen seltsamen und irgendwie lasterhaften Eindruck machten, wie ein Unterrock, der hervorguckt.

Wegen der Orangenbäume vor allem hatte er den Besitz gekauft, hatte mir Charlie Noonan einmal erzählt, aber er hatte kein Glück mit diesen Orangen. Es waren alte, erschöpfte Bäume, wie die meisten in der Gegend von Whitebridge, und ihre Tage waren vorüber. Die Leute hatten es aufgegeben, Citrusfrüchte zu ziehen und waren auf Steinobst übergegangen, für das die Konservenfabrik im Städtchen ständig Bedarf hatte.

„Miß Struth“, pflegte Charlie zu jammern, „wenn ich einen ganzen Obstgarten von Pfirsichen für Dosen gekauft hätte, dann wären eben Apfelsinen in Mode. Ist gerade mein Pech.“

Charlie war ein hochgewachsener, schlanker Mann mit schwarzen, buschigen Augenbrauen und den blanken geduldigen Augen einer Kuh. Man erriet, daß er in seiner Jugend einen Schnauzbart getragen hatte, den er eigentlich nie hätte abrasieren sollen.

Das ständige Mißgeschick der Noonans war eine Art Legende im Distrikt geworden. Man nannte sie die „Noonan-Pechvögel“. Charlie hatte sogar mit seiner Nachkommenschaft kein Glück gehabt: er war mit vier Töchtern gesegnet.

„Vier Töchter für einen Mann, der seinen Lebensunterhalt vom Land zusammenkratzt“, pflegte er zu sagen, „jeder andere hätte vier große Söhne gehabt, um beim Pflügen zu helfen und all' den übrigen Dingen...“

Und es war nicht nur eine zu feminine Familie, es war auch eine schlecht verteilte Familie, mit zwei drallen jungen Damen an einem Ende, und am anderen zwei sommersprossigen Kindern, die noch zur Schule gingen und Sommer und Winter ihrer Mutter freche Antworten gaben. Die Noonans taten uns allen sehr leid damals.

Alle möglichen Dinge widerfuhren ihnen. Einmal gerieten ihre Kühe in den Streifen von Luzerne jenseits der Weide, schwollen an wie vergiftete Fische und starben. Charlie kaufte einen prächtigen Abendanzug (getragen) für den Ball der Leute von der Bewässerungsanlage; dann fand aber doch kein Ball statt, und er stand da mit seinem Anzug. Das war ungefähr zur Zeit des Hagelschlages, und es war ein Hagel, den man nicht so schnell vergaß. Schloßen mit messerscharfen Spitzen fuhren schräg in die Obstgärten hinein, tanzten über die Bäume und durchlöchernten die Haut der jungen Aprikosen, so daß sie für die Marmeladeerzeugung nicht mehr geeignet waren.

Überall in der Siedlung sahen die Leute einander an, blinzelten mit den Augen und setzten sich bequem in ihren Lehnstühlen zurecht. Gott hatte eingegriffen, da war nichts zu machen. Und wenn die Ernte vernichtet war, dann würde eben der Bursche von der Versicherungsgesellschaft in Melbourne heraufkommen und ihnen eine ansehnliche Entschädigung aushändigen. Der Hagel störte niemanden! Niemanden außer die Noonans, die zum erstenmal, seit ihre Aprikosen Früchte trugen, vergessen hatten, die Versicherungsprämie zu zahlen.

„Es war wegen Mutters neuer Zähne“, erzählte mir Eily flüsternd, während der Hagel sein rat-ta-tat auf das Schuldach trommelte. „Daddy hat es sein lassen, wegen des Zahnarztes. Ist eben unser



schauderhaftes Pech.“

Eine Menge Leute mochten es Schlampererei genannt haben, aber wir in der Siedlung taten das nicht. Und wir alle fühlten uns für Tage ganz elend, jedermann sprach über Charlies Noonans Pech, und die beiden Gören greinten in ihre Taschentücher, die aus dem Rücken von einem von Charlies Hemden angefertigt waren. Zum Schluß veranstalteten wir eine Sammlung und hatten bald dreißig Pfund beisammen.

Charlie, der falschen Stolz nicht kannte, nahm sie mit Tränen in den Augen an. Mit gebrochener Stimme sagte er, daß ihm das über das Schlimmste hinweghelfen würde, und daß Gott uns alles zurückzahlen werde, wenn er selbst dazu nicht imstande sein sollte.

Um seine Dankbarkeit zu zeigen, gab Charlie den größten Teil des Geldes für ein altes Klavier, Essen und Getränke aus. Dann lud er uns alle ein.

Die Party begann sehr hübsch, verflackerte aber nach einer Weile, denn in der Mitte des Zimmers stand dieses Klavier mit offenem Deckel und der Tastatur, die so aussah wie ein Mund mit blanken neuen Zähnen – und niemand konnte auch nur eine Note darauf spielen!

„Was, keiner von euch kann ein Stückchen Melodie spielen?“ brüllte Charlie, „sagt mir um Himmels willen, was könnt ihr eigentlich? Und ich lege fünfundzwanzig Pfund dafür hin bei Whittakers Ausverkauf!“

Es war ein richtiges Pech. Wir standen albern herum und rieben uns die Hände – es war sehr kalt, denn als sie das Klavier hereinbrachten, hatten sie eine Fenterscheibe zerbrochen und die Tür aus den Angeln gerissen – und starteten auf die schwarzen und weißen Tasten. Ich fühlte mich schuldig, da ich daran dachte, wie ich mich als Kind im Freien herumgetrieben hatte, statt zu Fräulein Davis, der Klavierlehrerin, zu gehen.

„Der arme Daddy“, sagte Eily nachher, „er hat noch niemals Glück gehabt. Alles geht schief aus bei ihm.“

Es sah wirklich so aus, und wir waren

froh, als Charlie Noonan ein paar Wochen später in einer Sixpenny-Lotterie einen Eßkorb gewann. Als Joe Myles, der Leichenbestatter, in Connells Geschäft in Whitebridge das große Los zog, brachen alle in Hochrufe aus. Es war ein guter Eßkorb. Ein Truthahn war drin, fix und fertig hergerichtet, eine Flasche Schaumwein, ein Plumpudding und Gott weiß was noch alles. Charlie fuhr ins Städtchen, um das alles in seinen ratternden Ford zu laden. Das Glück – so sagte er, und seine traurigen Augen waren feucht und leuchteten –, sein Glück, hatte sich endlich gewendet.

Aber es war eine seltsame Art Glück. Als er nach Hause fuhr, den Eßkorb stolz hinten im Wagen, blieb er plötzlich mitten auf den Eisenbahnschienen stecken – gerade außerhalb von Whitebridge –, und ein Güterzug fuhr langsam auf ihn zu. Es war ein unangenehmer Augenblick, aber Charlie war beinahe schon von den Schienen losgekommen, als der Zug das Ende des Autos erwischte.

„Nicht einmal ein Stoß, sondern eine Art von sanftem Abschieben“, erzählte er uns nachher erregt, „so wie ein milder Fußtritt. Hat aber das Hinterteil von meiner Karre eingedrückt und den Eßkorb vollkommen zerquetscht. Werde die Bahn auf Schadenersatz verklagen.“

Es war eine Schande, wirklich, daß ein Mann seinen Gewinn auf eine so dumme Weise wieder verlieren sollte, ohne selbst schuld daran zu sein. „Auf mir liegt ein Fluch“, jammerte Charlie, und jedermann sagte, ja wirklich, es sähe so aus, nicht wahr, und er möge es sich doch nicht einfallen lassen, die Getränke zu bezahlen.

Charlie hörte schließlich auf, von der Lotterie zu sprechen, die so übel geendet hatte, aber er konnte sie nicht vergessen. Er sah müde und verbraucht aus, und das heiße Wetter, das diesmal früh eingesetzt hatte, schien ihm nicht gut zu tun. Eines Tages kam er aus dem Obstgarten zurück und hatte eine Art Ohnmachtsanfall, den der Arzt aus Whitebridge eine Herzattacke nannte.

„Er war im Leben nie krank“, weinte Eily an der Schulter der kleinen zarten Frau Noonan, „das ist wirklich unser Glück. Wir denken, er hat eine robuste Gesundheit, und dabei ist er ganz und gar nicht robust.“ Kein Zweifel, Charlie Noonan war schwer krank, und die Mädels lösten einander bei der Pflege ab und gingen tränenüberströmt und mit zusammengepreßten Lippen herum. Dann kamen die zwei schrecklichen Tage, als er im Koma lag. Der Lärm der Sperlinge, die draußen in den Orangenbäumen zankten, schien direkt inmitten des heißen kleinen Schlafzimmers zu sein.

„Das ist das Ende“, sagte der Arzt, „es kann jetzt jederzeit eintreten. Ihr müßt darauf vorbereitet sein.“

Eily, ihre Schwester Kate und Frau Noonan waren tapfer und arbeiteten im Haus herum, um an nichts denken zu müssen. Das Telefon klingelte den ganzen Tag, und die Leute kamen und drängten sich am Garteneingang. Kate, ein großes Mädel, das sich um alles kümmerte, sprach mit Joe Myles, dem Inhaber der Bestattungsfirma, der mit vielen Entschuldigungen angerufen hatte, um sich nach seinem Freund zu erkundigen.

„Nur aus Nettigkeit“, erzählte uns Kate später mit rotgeränderten Augen, „aber ich hielt es für meine Pflicht, auch das Geschäftliche zu besprechen. Jetzt, da Daddy nicht mit uns ist, muß ich diejenige sein, die die richtigen Entscheidungen trifft. Für alles ist gesorgt. Morgen“, sagte ich ihm. Ich habe auch die Blumenhandlung angerufen. Nur weiße Blumen...“

Sie hatte an alles gedacht. Man mußte Kate bewundern. Es gab Leute in der Siedlung, die gesagt hatten, die Noonans wirtschafteten und planten schlecht. An diese Leute mußte ich jetzt denken.

Um irgend etwas zu tun, half ich Eily, die kleine Hinterkammer auszuräumen, die Charlie als Büro gedient hatte. Alte vergilbte Papiere und mit Bindfaden verschürte Rundschreiben und Prospekte lagen dort, sowie ein Pack klebriger Spielkarten. Wir machten Bündel aus den Sachen und warfen sie tief in das Feuer des Küchenherdes.

Am nächsten Morgen kam Eily zu mir gerannt, und ihr breites, sommersprossiges Gesicht leuchtete vor Freude. „Daddy geht's besser“, kreischte sie, „er hat sich im Bett aufgesetzt und spricht!“

Es war wahr. Charlie Noonan war aus dem Koma erwacht. Der Arzt aus Whitebridge sah ihn fast mißbilligend an. Charlie hatte etwas getan, was niemand von ihm erwartet hatte. Er lebte, wo er doch von rechts wegen hätte tot sein sollen. Und er konnte damit rechnen, wieder wirklich gesund zu werden.

In ein paar Tagen ging es ihm großartig. Er saß auf der Veranda, und ein zerschlossenes Stück Sackleinwand flatterte hinter ihm im Winde. Wackerer Charlie, zurück von den Toten.

„Jawohl, zurück aus dem Totenland“, sagte er zu mir, und seine dunklen Augen waren voller Trauer, „was aber finde ich? Alle meine Schätze verbrannt, bevor noch mein letzter Atemzug aus dem Leib draußen war. Da gab's ein Paket Spielkarten, das ich vierzehn Jahre lang hatte. Ich hab' sie gerne angeschaut. Mit denen habe ich zwanzig Pfund gewonnen, als ich einmal mit einem Mann im Zug Poker spielte. Das einzige Glück, das ich je im Leben gehabt habe! Und jetzt komme ich zurück und finde, daß sie nicht mehr da sind. Das ist wirkliches Pech, das kann ich Ihnen sagen!“

Ja, das war wirklich ein Pech.

Sehr junge Leute

Jetzt streiten sich wieder um jedes freie Parkplätzchen in der Stadtmitte die Autofahrer, jetzt drängen sich die Leute in den Kaufhäusern und Spezialgeschäften, und jetzt warten wir auch in den Schallplattenläden lange, bis wir eine Bedienung finden, die ihre Aufmerksamkeit neben anderen Kunden gelegentlich auch uns zuwendet. Die Vorbereitungen auf das „Fest der Liebe“ können uns so weit bringen, daß uns die Liebe zu den Mitmenschen vergeht. Freundliche Beratung? Welche Verkäuferin hat dazu noch Zeit, wenn dort eine rundliche Mamsell sich darüber beschwert, daß sie auf der „Willy-Milowitsch-Platte“ den Meister nicht in Unterhosen sehen kann, wenn hier ein Langhaarfan eine Beatplatte nach der anderen in die Vorführröhre bekommen möchte (und hinterher doch nichts kauft), und wenn gleichzeitig vor dem armen Mädchen jemand steht, der nicht einmal Ahnung davon hat, ob sein Vater lieber Bach oder Paul Linke hört.

Was schenkt man der Familie?

Das müßte man eben vorher wissen! Dann könnten wir uns heimlich an die Plattenfee hinter der Theke wenden und ihr zuflüstern: „Bach, D-Dur-Suite, von Philips“. Zwischen der Beschwichtigung der Dicken, der Versorgung des Langhaarigen in seiner Zelle und der Beratung des Ratlosen würde sie uns still die Platte einpacken, unser Geld entgegennehmen und uns freundlich anlächeln – als den einzigen Kunden, der sie nicht martert. – Aber man muß eben vorher wissen, was man der Familie schenkt. Hier ein paar Vorschläge:

Ringelnetz für den Vater

Da gibt es bei **Electrola** eine LP, auf der man unter dem Titel „Vom Seemann Kuttel Daddeldu“ (E 83427) den großen Meister derber und gleichzeitig feinsinniger Verse (eine solche Verbindung ist in der Literaturgeschichte einmalig), Joachim Ringelnetz, auferstehen läßt. Und der ihn lebendig macht, ist „Hallo-Nachbarn“-Münch. Wer diese Scheibe gehört hat, kann nicht mehr glauben, daß Ringelnetz selbst diese Verse jemals besser gesprochen habe. Der andere Ringelnetz-Interpret, der bisher auf Schallplatten war, der gewiß großartige Günther Lüders, verblaßt noch vor dieser meisterhaften Gestaltung durch Richard Münch. Wie er die derben und die sentimentalsten Saiten des Seemanns Kuttel Daddeldu zum Klingen bringt, wie der vom besoffenen Grölen zur stillen Verwunderung über die unverständliche Mitwelt übergeht, das ist so einmalig, so überzeugend, daß man immer wieder hinhorcht, um Münch doch noch an einer schwachen Stelle zu überraschen. Aber diese Platte, der die Produzenten durch geschickt gestreute Musik und Effekte noch weitere Lichter aufgesetzt haben, hat keinen wunden Punkt. Ich wüßte kaum, wie man 18 Mark sinnvoller anlegen kann als in dieser Scheibe. (Es gibt übrigens auch Auszüge von ihr auf EP's.)

Beethoven für die Mutter

Eurodisc hat in den letzten beiden Jahren russische Originalschallplatten – in Deutschland gepreßt – herausgegeben, die sowohl technisch als auch vor allem künstlerisch von höchster Perfektion sind. Die Auswahl ist schon recht groß: An Komponisten gibt es da: Beethoven und Brahms, Tschaiowski und Prokofiew und viele andere alte und neue Meister; gespielt werden sie von ganz großen Könnern: Oistrach Vater und Sohn, Swjatoslaw Richter, Leonid Kogan

und anderen. Vorschlagen möchte ich, weil sie nicht ganz so bekannt, aber musikalisch höchst reizvoll sind, die „Zwei Streichtrios aus Opus 9 von Ludwig van Beethoven (73608 KK). Es sind Trios, die am Anfang der „reifen“ Periode in Beethovens Schaffen stehen, aber schon deutlich jene Kennzeichen tragen, die Beethoven für viele zum „größten Komponisten aller Zeiten“ werden lassen: die Verbindung von klar überschaubarer, klassisch-ausgewogener Form mit romantischer Ausdrucksstärke. Ganz besonders gilt das für das Trio in Beethovens Lieblingstonart c-Moll. Die drei russischen Solisten – Geiger Leonid Kogan, Bratschist Rudolf Barshai und Cellist Mstislaw Rostropowitsch, alle drei auch bei uns nicht unbekannt – betonen vor allem den Ausdruck. Der Ton ihrer Instrumente ist voll und klingt warm, technische Sicherheit ist für sie selbstverständliche Voraussetzung. Schon bei den ersten Takten spürt der Hörer: Da

gibt, oder Trompeter Cootie Williams, der dem Thema von „Fly me to the moon“ strahlende Härte schenkt. Und es fehlen auf dieser LP auch nicht rollende Swing-Rhythmen wie in „Hello, Dolly“, heiße Orchestersätze und Improvisationen wie in „Danke schön“ und Wa-wa-Effekte typischer Ellington-Prägung wie in „Blowin' in the wind“. Auch wenn Ellington Konzessionen macht, bleibt er er selbst, auch dann bleiben seine Scheiben großartige Musik.

Folksongs für die Schwester

Quelle fast aller hochkomplizierter Musik waren einst die Volkslieder. Ob Haydn, Bartók oder Louis Armstrong, alle schöpften sie aus diesem Brunnen ihre melodischen Einfälle. Wie lebendig heute wieder das Verhältnis zur volkstümlichen Musik – auch in Amerika – ist, bezeugt die **Amadeo-LP** „Folksong Digest“ (AVRS 9125) – Amadeo wird durch den renommierten Musik-Verlag Bärenreiter ausge-

„Pennäler-Krawall in Köln“, „7000 Schüler gegen Polizei“, „Protestmarsch zum Rathaus“, so lauteten die Schlagzeilen der Zeitungen am 22. Oktober. Was war geschehen?

Am Anfang stand eine Zeitungsnachricht: Die Preise für Schülerwochenkarten der Kölner Verkehrsbetriebe (KVB) werden um 52% erhöht. Das erweckte in uns allen Empörung, wir sprachen in unserer Klasse viel darüber. Unsere Klassensprecherin nahm an mehreren Sitzungen der SMV (Schülermitverwaltung) an unserem Gymnasium teil. Dann wurde beschlossen: Am Freitag Protestmarsch vom Neumarkt zum Rathaus. Um 15.30 Uhr wollten sich Schülerinnen und Schüler aus 18 Kölner Gymnasien und von Realschulen auf dem Neumarkt treffen. Vor dem Rathaus sollten die Schulsprecherin unseres Gymnasiums und der Stadtschulsprecher Protestreden halten. Die Polizei genehmigte unsere Demonstration in letzter Minute.

Es wurde mit 1000 bis 1500 Schülern gerechnet. Doch 7000 kamen. Der Neumarkt war gedrängt voll. Es wimmelte von Plakaten mit Aufschriften wie z. B.: „Maßhalten!“, „Wir streiken, bis die Schienen rosten und die Schülerkarten wieder 2,50 DM kosten“, „Warum nicht gleich mit dem Taxi?“, „Sind die Schüler noch so arm, die KVB kennt kein Erbarm“.

Es war ein schönes Erlebnis, gemeinsam mit vielen anderen Schülern gegen die Preiserhöhung zu protestieren, die wir als ungerecht empfanden. Wir waren in großartiger Stimmung. Mit Sprechchören zogen wir durch die Schildergasse. Auf dem Rathausplatz war ein fürchterliches Gedränge. Wie sollten denn auch 7000 Menschen darauf Platz haben! Wir standen gequetscht wie Ölsardinen. Unsere Schulsprecherin erschien an einem Fenster des Rathauses und wollte ihre Protestrede halten, aber ihre Worte gingen in einer Welle von Bravo- und Protestrufen unter. Niemand aus dem Rathaus machte sich die Mühe, zu uns zu sprechen und damit die große Masse zu beruhigen. Statt dessen kam schon nach kurzer Zeit die Anordnung „Nach Hause gehen, die Demonstration ist zu Ende.“ Wir wollten aber noch nicht zurück, denn sonst hätte die Demonstration ja überhaupt keinen Zweck gehabt. Ein paar Jungen und Mädchen setzten sich auf den Boden. Da griff die Polizei rücksichtslos ein und drängte uns mit Polizeiketten und mit ihren Wagen vom Rathaus zurück.

Enttäuscht und unwillig gingen wir schließlich in kleinen Gruppen zurück zum Neumarkt. Dort sammelten sich viele, um weiter zu protestieren. Jetzt mischten sich Lehrlinge und Gammler unter uns. Die Straßenbahnen wurden blockiert, weil viele Hunderte auf den Schienen standen. Erwachsene feuerten uns an, weiter zu demonstrieren. Nicht gerade rücksichtsvoll griffen Polizei und KVB-Personal ein. Eine Straßenbahn wollte sogar direkt in die Menge hineinfahren. Dadurch wurde es nur noch schlimmer. Die Krawalle, die dann am Rudolfplatz passierten, hatten nichts mehr mit unserer Schülerdemonstration zu tun.

Hoffentlich haben wir mit unseren Protesten doch noch Erfolg. In der Zeitung las ich, daß in Essen, wo die Schüler auch demonstrierten, die Preise für Schülerwochenkarten nicht mehr um 74%, sondern nur um 29% erhöht wurden.

Christine Pehl

Platten für den Weihnachtstisch

spielen drei Meister. Wer moderner eingestellt ist, wer Beethoven vor allem seiner formalen Meisterschaft wegen liebt, der mag an diesen Aufnahmen vielleicht aussetzen, daß die Interpreten zu viel Wert auf Ausdruck und Melodie legen, aber welche warmherzige Frau sollte das stören; denn daß diese Ausdrucksstärke überzeugend, durchgefeilt und in abgerundeter Form zum Vortrag kommt, das kann niemand bestreiten.

Ellington für den Bruder

Es gibt junge Leute, die nur ganz reinen Jazz lieben – aber die sind selten. Der Bigband-Leiter Nr. 1, Duke Ellington, der noch vor wenig mehr als zwei Jahren mit „Afro-bossa“ eine seiner aggressivsten LP's seines Lebens herausbrachte, hat sich darum mit der **Reprise-LP** „Ellington '65“ (RS – 6122) einem breiten Publikum zugewendet. Seine Konzessionen an den Geschmack der Menge bleiben freilich durchaus maßvoll. Sie bestehen zunächst einmal darin, daß er keine eigenen Kompositionen spielt, sondern Schlager der letzten Jahre, dazu meist solche mit ruhigem Tempo. Außerdem sind die Originalmelodien – wenigstens anfangs – eindeutig zu erkennen. Aber keinen Augenblick bleibt ein Zweifel daran, daß da wirklich Ellingtons Orchester spielt. Dafür sorgen schon die Solisten, allen voran Altist Jonny Hodges, wenn er zum Beispiel der Melodie von „The second time around“ eine sehr weiche, aber eindringliche Bluesfärbung

liefert. Diese LP bringt einen reichhaltigen Querschnitt durch amerikanische Folksongs und einige ihrer wichtigsten Interpreten. Da singt Joan Baez, mit reiner und großer Stimme von beachtlichem Tonumfang jene Lieder irischen Einschlags, die bei angelsächsischen Landsorten so etwas wie Heimatgefühle auszulösen vermögen. Leon Bibb trägt faszinierende Balladen vor, deren Texte und deren melodisch-harmonisches Gerüst neue Bahnen öffnen. Brother John Sellers singt zur blueshaftesten aller Mundharmonikas, der von Sonny Terry, vitalen Country Blues. The Weavers, ein Mädchen und drei Männer, fast wie eine Beat-Gruppe besetzt, allerdings ohne deren Übersteuerungsmätzchen an den Gitarrenverstärkern, bringen alte Volksmusikthemen zum rhythmischen Schwingen. Und Odetta leiht ihre tiefe Stimme und ihre ungemein farbige Vortragskunst, die jede Nuance – von der weichsten bis zur härtesten – beherrscht, sozialen Anklageliedern. Diese LP bietet tatsächlich einen vielfältigen und interessanten Einblick in den reichen Schatz der Folklore.

*

Das wären sie, meine Geschenkvor schläge! Natürlich gibt es noch viel Interessantes für alle möglichen Geschmacksrichtungen, aber schließlich habe ich ja nur diese wenigen Spalten zur Verfügung. Ich hoffe, sie haben Euch ein paar Anregungen gegeben.

Euer Meggs

Abschied von gestern

Verleih: Constantin-Film

Anita G. flieht aus Mitteldeutschland. In der Bundesrepublik findet sie sich nicht zurecht. Sie stiehlt eine Strickjacke und kommt ins Gefängnis. Ein Teil ihrer Strafe wird zur Bewährung ausgesetzt. Sie versucht's noch einige Male mit der Arbeit. Sie scheitert dabei. Universitätsstudien, die sie betreiben will, lassen sich nicht richtig an. Sie mietet Hotelzimmer und kann sie nicht bezahlen. Sie gibt sich Männern hin. Einer von ihnen, Ministerialrat Pichota, macht sie schwanger. Sie steht im Fahndungsblatt, sie wird gesucht. Sie streunt durch die Lande. Im neunten Monat stellt sie sich der Polizei. Vom Bett aus hilft sie mit, das über viele Städte verstreute Belastungsmaterial für ihre Bestrafung zusammenzufinden. Warum sie in den Westen gekommen sei, will ein Richter von Anita G. wissen. Vorfälle aus den Jahren 43/44, sagt sie, machten ihr heute noch angst. Der Richter glaubt das nicht. So was, meint er, wirke erwiesenermaßen bei jungen Menschen nicht nach. Der Richter irrt sich. Die Schrecken der Schutzlosigkeit hat das Judenkind Anita G. bei den Nazis erfahren. Nach dem Krieg kamen die Eltern aus Theresienstadt zurück und gründeten Fabriken in der Nähe von Leipzig. Anita bekommt Angst. Wieder sind ihre Eltern in einer unsicheren Lage, nämlich Kapitalisten in der DDR. Sie sieht, daß die Eltern ihr auch jetzt keine Sicherheit bieten können. Um ihre Vision von einem schöneren Leben, die ihr durch die Erziehung der Eltern beigebracht wurde, zu verwirklichen, geht sie in den Westen. Aber ihre Vorstellungen sind nur Illusionen. Anita G. macht den Fehler, auf eine neue Wirklichkeit nicht mit neuen Einsichten, sondern mit den Voraussetzungen von gestern zu reagieren. In Hotelzimmern, die sie nicht bezahlen kann, wohnt sie, weil nach ihrer Vorstellung der Studierende so oder so zu einem angenehmen Leben privilegiert und aufs Geldverdienen nicht angewiesen ist. Einen Pelzmantel kauft sie auf Abzahlung, weil sie glaubt, jede in der Bundesrepublik habe von vornherein ein Anrecht auf einen Pelzmantel. Auf die Frage der Bewährungshelferin, was gut sei, antwortet sie, gut sei, was gut tue. Und so fort.

Es ist nicht ein bewußt betriebener moralischer Abstieg, der hier verfolgt wird. Es wird vielmehr die große Verwirrung eines Mädchens aufgezeigt, das sich in der Bundesrepublik nicht zurechtfindet. Anitas Versuche, Verständnis zu finden, scheitern. Die Bereitschaft, etwas leisten zu wollen, nimmt ihr keiner ab. Einmal fragt sie einen Professor um Rat in ihrer Angelegenheit. Der aber antwortet ihr nur, daß kein Rat besser sei als ein falscher, daß ein rechter Rat zwar besser sei als keiner, aber daß man eben nicht verallgemeinern könne.

Wer hat schuld? Anita G.? Die Gesellschaft im Westen? Regisseur Alexander Kluge, Jahrgang 1932, hat 1962 bei Goyerts einen Band „Lebensläufe“ veröffentlicht, darunter den Lebenslauf der Anita G., der dem Film als Vorlage dient. Schon im Buch hat Kluge die Frage nach der Schuld nicht beantwortet. Er hat Handlungen und Gefühle gleichermaßen wie Fakten behandelt. Diese unliterarische Konzeption war schon im Hinblick auf eine mögliche Verfilmung gemacht worden. Für diesen Stoff nun hat Kluge eine Form des Zeigens gefunden, die der von Jean Luc Godard nahesteht, aber durchaus eigenständig ist und für den deutschen Spielfilm ein Novum bedeutet. Kluges Arbeiten als Filmlehrer an der Hochschule für Gestaltung in Ulm trägt die ersten Früchte.



Alexandra Kluge

Die meisten sogenannten deutschen Problemfilme waren nicht schlecht wegen des Themas, sondern weil die Form das Thema verdorben hat. Es war fast immer der gleiche enge Rahmen, in den Ideen gepreßt wurden. Die Themen mußten sich einer Geschichte unterordnen, die wiederum nach überlebten, klischierten Regeln zu machen war. So konnte sich das Publikum, auch wenn Beunruhigendes gesagt werden sollte, in einer wohlbekannteren Form unangefochten einrichten und sicher sein, daß der Regisseur das da auf der Leinwand schon irgendwie richten werden.

Bei Kluge bestimmt das Thema die Form. Kluge, ein gebildeter Mann und als Jurist gewiß ein sehr rational denkender dazu, hat zuviel Verantwortung, vorgefertigte Lösungen anzubieten.

Kluge selbst hat über diesen Film gesagt: „Der Film stellt sich im Kopf des Zuschauers zusammen, und er ist nicht ein Kunstwerk, das auf der Leinwand für sich lebt... Der Film muß der Phantasie einen Raum geben, in dem sie sich bewegen kann, und muß trotzdem bildlich etwas mitteilen.“

Am Beispiel des filmischen Zitierens anderer Filme läßt sich Kluges Methode grob darstellen. Indem er diese Einstellungen macht, wird er dem von ihm anerkannten Anspruch gerecht, daß der Film selbst bei redlichster Absicht auf Erfindungen, auf Bewegung angewiesen ist, wenn er Film bleiben soll. Aber indem er dann Brüche entstehen läßt, auch andere wie Zwischentitel, Zitieren von Kinderreimen nach Verlesen eines Urteils, Einblendung von dokumentarischem Material, Interviews mit tatsächlich existierenden Personen, macht er die Erfindung

als Erfindung deutlich. Der Zuschauer wird Verwirrung spüren ähnlich der, die Anita G. hat. Er wird sich nicht auf die Einsichten Kluges verlassen können, weil Kluge die Geschichte als Erfindung markiert und seine Einsichten, die er in die Geschichte eingebracht hat, als seine höchst persönlichen Ansichten vorstellt, indem er sie mit anderen Ansichten, dichterischen und denen von existierenden Personen, konfrontiert. Das heißt, er wird das, was er sieht und hört im Film, mit dem vergleichen müssen, was er selbst an Erfahrungen gemacht hat. Kluge holt Kunst vom Sockel des alleinigen Wahrheits- und Wirklichkeitsanspruchs herunter. Er zeigt sie als etwas Gemachtes, das durchaus diskutierbar ist. Als etwas, das nicht nur konsumiert, sondern auch diskutiert werden muß, wenn es nicht im luftleeren Raum agieren soll.

Ein Wort noch zu Alexandra Kluge, der Schwester des Regisseurs, die die Anita G. spielt. Sie wird Kluges doppeltem Anspruch gerecht. Sie entwickelt Spontaneität und weckt das gefühlsmäßige Interesse der Zuschauer an ihrer Mimik, an ihren Gesten. Aber sie hält gleichzeitig eine Distanz zur Rolle. Sie zeigt, daß sie die Rolle nur spielt, nur zitiert. Und heizt so auch die intellektuelle Bereitschaft der Zuschauer an. Auf den Festspielen in Venedig bekam sie den Preis als beste Darstellerin.

„Abschied von gestern“ wurde mit dem Silbernen Löwen, dem Spezialpreis der Jury, ausgezeichnet.

Hans Plück

Jugend 66

Kürzlich fiel mir in der Eisenbahn ein junger Mann auf. Seiner Aufmachung nach zählte er zweifellos zu der Gruppe der Beatles, wenngleich er nicht die extremste Ausgabe dieser Menschengattung verkörperte. Die Haare trug er reichlich lang, die schwarze Hose war unten keilförmig mit roten Einsätzen gearbeitet, ein grobgestrickter Pullover in schreiend gelber Farbe umhüllte großzügig seinen Oberkörper; alles in allem machte er den Eindruck, als ob er bewußt die Aufmerksamkeit seiner Mitmenschen auf sich lenken wollte.

Ich frage mich, ob ich wohl auch diese Kostümierung mitgemacht hätte, wenn sie seinerzeit Mode gewesen wäre. Ich glaube es allerdings kaum; denn, sagte ich mir, es präsentieren sich ja durchaus nicht alle Jugendlichen uns in solch absonderlicher Verkleidung. Gewissermaßen als Beweis dafür saß auf einer Bank vor dem Beatle ein etwa gleichaltriger junger Mann, der über diese Narretei offensichtlich erhaben war. Sein Haar war kurzgeschnitten und sauber gescheitelt, der Anzug korrekt, kurz und gut, er lief, wie man so sagt, vernünftig herum.

Nachdem ich die beiden jungen Männer kurze Zeit betrachtet hatte, blickte ich zum Fenster hinaus und fragte mich, ob der korrekt gekleidete und frisierte junge Mann aus freien Stücken die Beatle-Mode nicht mitmacht oder ob der Einfluß seiner Eltern ihn davon abhielt, und umgekehrt, ob die Eltern des Beatle wohl über die ulkige Aufmachung ihres Sprößlings erfreut sind. Ich muß gestehen, ganz wertfrei war mein Urteil über die Eltern dieser beiden Jungen nicht. Ich beachtete nun die beiden nicht mehr weiter, ging anderen Gedanken nach und hätte sie wahrscheinlich ganz aus den Augen verloren, wenn sie nicht beide aufgestanden wären, als der Zug in die nächste Station einlief. Mit ihnen verließ auch eine alte Dame das Abteil, und während der korrekt gekleidete junge Mann achtlos an ihr vorüberging, erbot sich der Beatle freundlich, der Dame den Koffer zu tragen.

Ich sah hernach den eigenwillig gekleideten und ungewöhnlich frisierten Jungen auf dem Bahnsteig neben der Dame gehen, der schwere Koffer machte ihm zu schaffen, da er selbst schon reichlich Gepäck mit sich führte, während der vernünftig gekleidete junge Mann ohne ein Gepäckstück, selbstsicher und, wie mir schien, spöttisch lächelnd durch die Sperre schritt.

Der Zug fuhr nun weiter, ich blickte wieder zum Fenster hinaus und fragte mich: Wie alt mußt du noch werden, um endlich frei von Vorurteilen zu sein?

Herbert de Vries

Kleine Geschichten vom großen Sport

Von Willy B. Wange

Sie wird ihm gefallen...

Der „Fußballer des Jahres“, Franz Beckenbauer, ist unter die Schallplattenstars gegangen. Er soll – ähnlich wie Martin Lauer – wirkliches Talent haben und nicht nur der beste Sänger unter den Fußballspielern sein. Die Titel: „Gute Freunde kann man niemals trennen“ und „Du alleine“ werden sicher reißende Abnehmer finden. Es sei denn, Franz Beckenbauer gefällt seine erste Platte selbst nicht. Für diesen Fall hat er sich nämlich das Recht ausbedungen, sie zurückzuziehen. Nun, bei der Gage, die ihm dann entgehen würde und bei seiner bekannten Geschäftstüchtigkeit: Sie wird ihm gefallen...

Wasser und Brot statt Festbankett

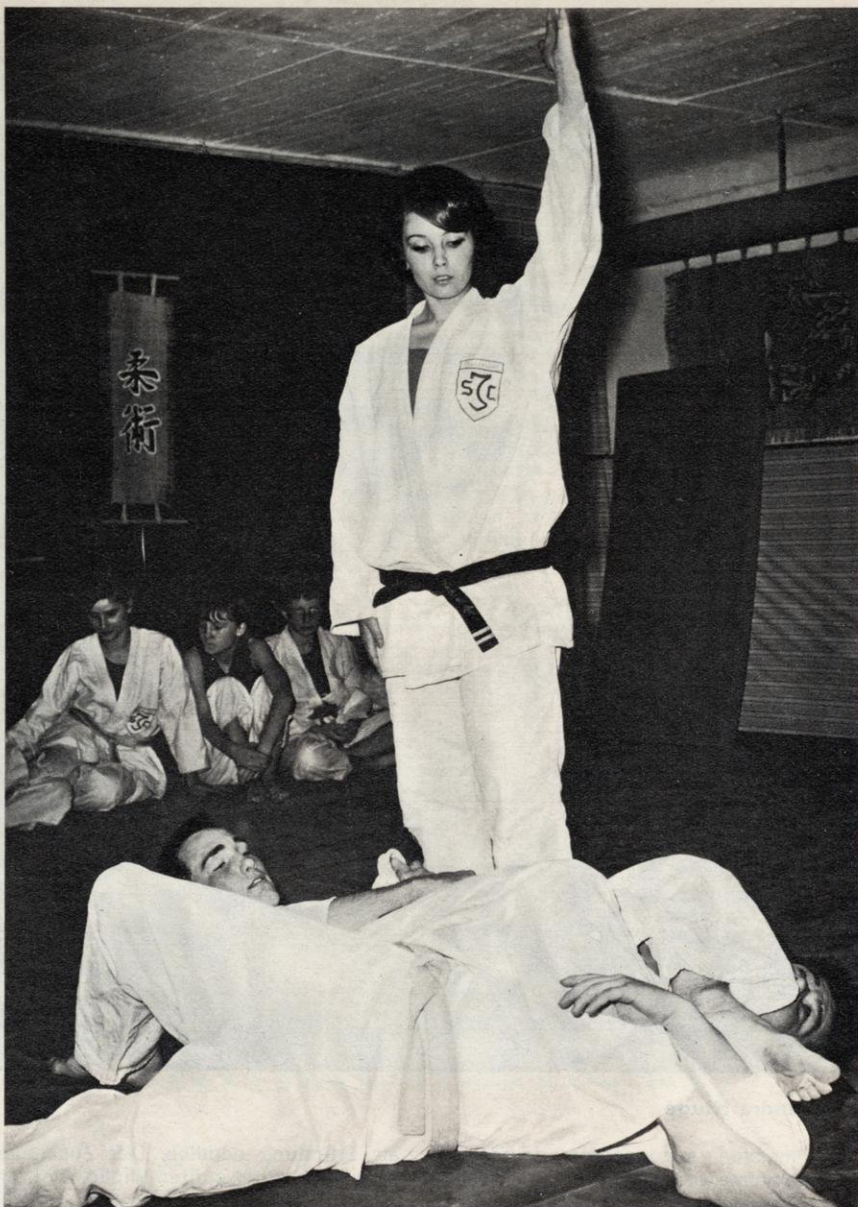
Die finnische Fußballmannschaft IFK Motala wartete in Düsseldorf nach ihrem Gastspiel beim Festbankett vergebens auf ihren Rechtsaußen Matti Samuelsson. Der arme Bursche saß indessen im Gefängnis. Samuelsson hatte aber nichts verbrochen. Er war nur von eifrigen Polizisten mit einem Einbrecher verwechselt worden. Als sich der Irrtum aufklärte, war die fröhliche Feier seiner Kameraden zu Ende.

Die Bombe tickte

Einen nachträglichen Schrecken gab es für die Teilnehmer an der Rallye Korsika. Erst nach der Siegerehrung sprach es sich herum, daß sie beinahe Opfer korsischer „Wahlpropaganda“ geworden wären. In letzter Minute war die Polizei durch einen anonymen Anrufer gewarnt worden, daß unter einer Brücke, über die die Motorsportveranstaltung führen sollte, eine Zeitbombe tickte. Ein Feuerwerker, den man mit einem Hubschrauber flugs an den Ort der Tat brachte, konnte die Bombe entschärfen, ehe die ersten Teilnehmer über die Brücke jagten. „Kein Grund zur Aufregung, wir stehen ja kurz vor der Wahl“, beruhigten die Korsen ihre Gäste.

2 Monate zu jung

Ein 61jähriger Opa hatte dem 1000,- DM versprochen, der mindestens 61 Jahre alt ist und die 5000 m schneller liefe als er. Der ehemalige Deutsche Meister Fritz Helber aus Gronau war von zwei Dutzend Großvätern, die sich die 1000 Mark verdienen wollten, der schnellste. Den be-



Die einzige deutsche Judo-Mattenrichterin ist Ramona van Zijl (Düsseldorf). Sie ist mit 20 Jahren Trägerin des schwarzen Gürtels und schon zwei Jahre als Mattenrichterin tätig. Die bildhübsche Düsseldorferin ist Abiturientin. Foto: Horstmüller.

gehrten Schein bekam aber nicht er, sondern ein Konkurrent aus Kaiserslautern. Der hatte schon vor dem Start protestiert. Helber war um 2 Monate zu jung. Er konnte sich aber damit trösten, daß nun nicht er sondern sein Gegner den Ärger mit dem Deutschen Leichtathletikverband hat. Der will den Sieger zum Profi erklären. Das Alter schützt vor Torheit nicht.

Ein armer Schotte

Alastair Wilson ist ein Schotte. Aber keiner, der die Sparsamkeit bis zum Geübten übertriebt. Er wäre bereit, große Opfer auf sich zu nehmen, wenn er eine Trainingsmöglichkeit für seine Vorbereitung auf die Kanu-Wettbewerbe der Olympischen Spiele finden würde. Als er sich kürzlich auf dem Ayr im Schweiß seines Angebots abmühte, wurde er von Anglern verjagt, denen der junge Sportsmann die Beute vertrieb. Auf dem Loch Martnahat wurde es ihm zu gefährlich, weil ihm die Schrotkörner der Wildentenjäger um die Ohren piffen. Er soll darauf mit kräftigen Kanutenflüchen nicht geizig haben.

Vereinsmüde Deutsche

Den Deutschen sagt man nach, daß überall, wo sich sieben von ihnen zusammenfinden, ein neuer Verein entstünde. Dieses Vorurteil scheint, wie so viele, nicht mehr zu stimmen. Die Eintracht Frankfurt, mit 5000 Mitgliedern einer der größten deutschen Sportvereine, wollte auf ihrer Generalversammlung eine neue Satzung verabschieden. Es mußte zu nächst bei der alten bleiben, weil nur 50 Mitglieder zur Versammlung gekommen waren, die dadurch beschlußfähig waren. Es scheint, als wären die Deutschen vereinsmüde geworden.

Eine Meisterfamilie?

Daß Vater und Sohn in einem Jahr Deutscher Meister werden, ist wohl einmalig. Die Chance haben die Krefelder Pete Cohn und sein Vater Herbert Cohn. Pete ist die Meisterschaft bei den Hindernisreiten nicht mehr zu nehmen. Vater Herbert muß noch bis zum letzten Galopprenntag warten, bis er weiß, ob er das Trainer-Championat gewonnen hat. Geht es ihm, dann sind die Cohns die erste Familie in Deutschland, in der sich Vater und Sohn im gleichen Jahr mit einem Meistertitel schmücken konnten.

Fahrt auf dem Nürburgring

Sportunfälle sind nicht selten. Die dadurch hervorgerufenen, oft wochenlangen Erkrankungen lösen Gehalts- oder Arbeitgeberzuschußansprüche aus, es sei denn, daß der Arbeitnehmer grob leichtsinnig gehandelt hätte. Zu diesem Ergebnis kam auch das Arbeitsgericht Dortmund in einem Grundsatzurteil vom 5. Mai 1966 – 1 Ca 88/66 – nicht rechtskräftig. Ein Arbeitnehmer, der sich in seiner Freizeit als Amateursportler betätigte, verunglückte bei einer Trainingsfahrt zu einem Pokalrennen und war längere Zeit arbeitsunfähig. Seiner Klage auf Krankengeldzuschußzahlung gab das Arbeitsgericht Dortmund statt. Gemäß § 1 des Arbeiterkrankengesetzes habe der Arbeitnehmer einen Zuschußanspruch, wenn er infolge Krankheit oder Unglücksfall ohne sein Verschulden an einer Arbeitsleistung verhindert sein würde. Unstreitig hätte der Arbeitnehmer an einer für Motorräder genehmigten Trainingsfahrt zum Eifel-Pokal-Rennen auf dem technisch überprüften und abgesperrten Nürburgring teilgenommen. Am 24. Sep-

tember 1965 sei er dann schwer verunglückt. Der Unfall habe sich dadurch ereignet, daß ein Getrieberad gebrochen sei und das Getriebe blockiert hätte.

Das Gericht sei der Auffassung, daß der Arbeitnehmer unverschuldet seiner Arbeitspflicht nicht hätte nachkommen können. Zunächst wäre festzustellen, daß eine in der beruflichen Freizeit ausgeübte sportliche Betätigung, die eine auf Fahrlässigkeit beruhende Verletzung des Arbeitnehmers nach sich gezogen habe, nicht gleichzeitig eine schuldhaft Arbeitsvertragsverletzung bedeute. Der Arbeitnehmer wäre aus dem Arbeitsvertrag heraus nicht verpflichtet, seine private Lebensführung, den schmalen Sektor der Freizeit, auf den Arbeitsvertrag hin auszurichten. Er dürfe sich frei betätigen und an dem weiten Feld des kulturellen, politischen und sportlichen Geschehens aktiv oder passiv teilnehmen. Dazu gehöre vor allem, daß er einem Hobby nachgehen, insbesondere auch grundsätzlich sich sportlich betätigen dürfe, ohne

schon dadurch arbeitsvertragliche Verpflichtungen zu verletzen.

Dieser Grundsatz gelte jedoch mit der Einschränkung, daß der Arbeitnehmer sich hierbei nicht besonders leichtfertig und unverantwortlich Gefahren aussetze, die Krankheiten oder Unfälle nach sich ziehen könnten. Nur in solchen Fällen würde dem Arbeitnehmer zum Vorwurf gemacht werden können, daß er bei seiner außerdienstlichen Beschäftigung die Erfüllung der Berufspflichten, die Verpflichtung gegenüber seinem Arbeitgeber, sich gesund zu erhalten, nicht hinreichend beachtet und damit fahrlässig gehandelt habe. Mit anderen Worten: Von einem Verschulden bei einer sportlichen Betätigung (auch bei einer gefährlichen Sportart) könne nur dann gesprochen werden, wenn der Arbeitnehmer ungewöhnlich leichtsinnig und unverantwortlich gehandelt (fehlende körperliche Eignung, nicht hinreichende Übung, mangelhafte Ausrüstung) und damit eine mögliche Arbeitsverhinderung in Rechnung gestellt hätte.

Dieser Sachverhalt sei hier nicht gegeben. Der Arbeitnehmer betreibe seit dem 18. Lebensjahr Motorsport und habe sich seit 1963 regelmäßig an vom ADAC veranstalteten und auf dem Nürburgring bzw. auf der Avus durchgeführten Amateurmotorradrennen beteiligt. Gegen seine körperliche Eignung könnten Einwendungen nicht erhoben werden. Die Rennstrecken würden unstreitig laufend von den zuständigen Stellen auf die vorgeschriebene erforderliche Sicherheit überprüft. Der Arbeitnehmer sei auf einer solchen überprüften Rennstrecke, und zwar auf einer Trainingsfahrt zum Eifel-Pokal-Rennen, verunglückt. Wenn trotz der vorherigen Überprüfung des Fahrzeuges infolge eines technischen Mangels sich ein Unglück ereigne, so könne man nicht mehr von einem Verschulden des Arbeitnehmers sprechen.

Günther Hoppe